Zeitschrift der
Oldenburgischen
Landschaft

Ausgabe 1.2009 | Nr. 139

3,80 €

*kultur*land oldenburg

oldenburgische landschaft

Das pralle Leben auf dem Land: Nach dem Urteil Freibier für alle

Kulturstiftung Niedersachsen: 4,5 Millionen im Jahr für die Förderung

Von den Berliner *Unter den Linden* in die Oldenburger *Lindenallee*

Inhalt

Schwerpunktthema: Landleben damals
Rainer Rheude

Ganz im Stil der Meister aus Cremona
Irmtraud Rippel-Manss

Minister Neumann auf Schloss Gödens
Rainer Rheude

1 Editorial
8 Die Tagebücher des Intendanten von Radetzky
14 Gespräch mit Stiftungs-Generalsekretär Joachim Werren
Kultur in der Region
18 Bischöfe im Gespräch Kirche als Gastgeber
19 Hermann Oetken zum 100.
20 Versammlung der Oldenburgischen Landschaft in Schortens
22 Schiffsprojekt auf Zickzackkurs
24 Plattdüütsch
26 Verein Jugendkulturarbeit
28 So schön ist das Oldenburger Land
36 kurz notiert ...
39 Zum guten Schluss

Titelbild:

Bauernhochzeit (um 1617) von Jan Liss (1590 – 1629); Ölfarben auf Leinwand, 68,5 x 87 cm
Landesmuseum Oldenburg

Redaktionsschluss
für Heft 140, 2. Quartal 2009
ist der 1. Mai 2009.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen!

Beratungsstunde für Orts-Chronisten und Heimatforscher
durch Prof. Dr. Eckhardt
an jedem vierten Donnerstag
im Monat.

Anmeldung bei der Geschäftsstelle unbedingt erforderlich!

Neue Publikationen zu oldenburgischen Themen finden Sie auf der Homepage der Landesbibliothek Oldenburg unter:
www.lb-oldenburg.de/nordwest/neuerwer.htm

Impressum

Kulturland Oldenburg
Zeitschrift der
Oldenburgischen Landschaft
ISSN 1862-9652

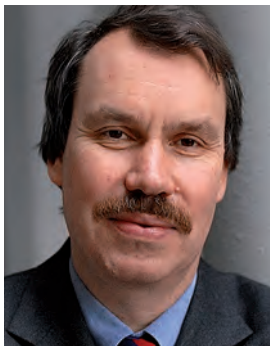
Herausgegeben von der
Oldenburgischen Landschaft,
Gartenstraße 7, 26122 Oldenburg
Tel. 0441-77 91 80
Fax 0441-7 79 18 29
info@oldenburgische-landschaft.de
www.oldenburgische-landschaft.de

Bankkonten:
Bremer Landesbank
Konto 3 001 918 006 BLZ 290 500 00,
Oldenburgische Landesbank
Konto 1 441 621 800 BLZ 280 200 50,
Landessparkasse zu Oldenburg
Konto 000 455 006 BLZ 280 501 00,
Raiffeisenbank Oldenburg eG
Konto 5 470 400 BLZ 280 602 28

Redaktion:
verantwortlich i. S. d. P.
Dr. Michael Brandt (MB.)
Redaktionsleitung
Jörg Michael Henneberg (JMH.)
Heinrich Siefer (HS) Niederdeutsch

Weitere Autoren:
Matthias Struck (MS.),
Dr. Jörgen Welp (JW.),
Torsten Thomas (TT.).
Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind ausschließlich die Verfasser verantwortlich.

Gestaltung: *mensch und umwelt*
Druck: Brune-Mettcker, 26382 Wilhelmshaven
Verlag: Isensee-Verlag, 26122 Oldenburg
Erscheint vierteljährlich
©2009 Oldenburgische Landschaft
Alle Rechte vorbehalten.
Jahresabonnement 15,- €, inkl. Versand.
Der Bezug kann unter Einhaltung einer Frist von vier Wochen zum Jahresende gekündigt werden.
Einzelheft 3,80 €



Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser!

das erste Heft des Jahrganges 2009 liegt nun vor Ihnen und wir hoffen, dass unsere Themenauswahl Ihr Interesse findet.

„Sponsoren ziehen sich nicht zurück!“, so der der Geschäftsführer des Kulturkreises im Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) zum Thema Sponsoring in der Finanzkrise. Vorsichtig optimistisch äußert sich in dieser Richtung auch der neue Generalsekretär der Stiftung Niedersachsen, Joachim Werren (vgl. Interview in diesem Heft, S. 14 ff.). Mit dem Umbau der Stiftungslandschaft in Niedersachsen wurde die Stellung der Stiftung Niedersachsen gerade rechtzeitig vor den Auswirkungen der Finanzkrise gestärkt.

2009 ist ein Jahr, in dem es viele Gedenkveranstaltungen geben wird – zu positiven Anlässen, aber auch zu Katastrophen der Geschichte: So trat vor 90 Jahren die erste demokratische, in Weimar erarbeitete Verfassung Deutschlands in Kraft. Zugleich wurde im Deutschen Reich das allgemeine Frauenwahlrecht eingeführt. 1939 stürzte sich Deutschland mit dem Zweiten Weltkrieg in die große Katastrophe des 20. Jahrhunderts. 1949 beschloss der Parlamentarische Rat mit dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland die Grundlage für unsere heutige demokratische Ordnung. Mit dem Fall der Berliner Mauer vor 20 Jahren wurde die Wiedervereinigung und letztendlich die Wiederherstellung der vollen staatlichen Souveränität Deutschlands eingeleitet.

Einen aktuellen Bezug gibt es zum 24. Oktober 1929, als mit dem Zusammenbruch der New Yorker Börse die Weltwirtschaftskrise begann. Damals waren Hitler und der 2. Weltkrieg die fatalen Folgen für Deutschland. Jetzt, 80 Jahre später stehen wir wieder in einer Finanz- und Wirtschaftskrise, doch wie es scheint, sind wir besser gerüstet. Dieses lässt sich auch in unserer Region beobachten: Die regionalen Banken und große Teile der mittelständischen Wirtschaft sind von der aktuellen Krise nur wenig berührt. Die Fehler von vor 80 Jahren, einer solchen Krise mit drastischen Sparmaßnahmen zu begegnen, werden heute vermieden. Man versucht vielmehr die Wirtschaft mit öffentlichen Investitionen wieder anzukurbeln. Davon profitieren auch Kultureinrichtungen in der Region, die ihre Planungen quasi fertig in der Schublade hatten, so zum Beispiel das Oldenburgische Staatstheater.

Ich bin mir sicher, dass 2009 auch das Jahr werden wird, in dem man wieder zuversichtlich nach vorne blickt. Positive Ansätze sind vorhanden, zum Beispiel Oldenburg als Stadt der Wissenschaft. Auch gefeiert wird in 2009 werden. So darf ich Sie schon jetzt zum 3. Oldenburgischen Landeskulturfest einladen, das am 13. und 14. Juni in Jever stattfinden wird.

Mit den besten Wünschen für die Osterfeiertage Ihr

Michael Brandt

Nach dem Urteil Freibier für alle

Das pralle Leben auf dem Land: Dr. Ekkehard Seeber hat 92 Oldenburger Bauerschafts-verfassungen ediert

Von Rainer Rheude

Sie sind schon zwei rechte Rauf- und Saufbolde, die Brüder Arendt und Otten Büsing in Dalsper in der Vogtei Moorriem. Sie stiften reichlich Unfrieden in der Burschaft und sind außerdem nicht bereit, sich am Bauerwerk, den gemeinsamen Arbeiten an Wegen, Gräben und Sielen zu beteiligen. Als ihr Treiben zu bunt wird, setzt es eine saftige Strafe: Drei Tonnen Bier können sich die Dalsper Bauern an St. Petri 1613, am 22. Februar, auf Kosten der renitenten Brüder schmecken lassen. So legten es wie seit altersher die Bauergeschworenen fest, und damit hätte es eigentlich sein Bewenden haben können. Denn nach vollzogener Bierstrafe zieht gewöhnlich wieder Frieden ein im Dorf.

Nicht im Fall der Gebrüder Büsing. Sie wollen die dreieinhalb Taler für das Bier nicht zahlen, beschweren sich beim Vogt in Moorriem über die hohe Strafe und suchen um Schutz vor der Pfändung nach. Um es abzukürzen: Der Fall landet schließlich in der Kanzlei des Landesherrn in Oldenburg, weil die Dalsper Bauerschaft nicht nur auf der Bestrafung der Brüder besteht, sondern den Grafen Anton Günther auch bittet, **daß wir arme Unterthanen bei unsere hergebrachten Gebrauch und Gerechtigkeit unsres Bauerrechtens, wie von alters hero eß bei uns und den andern Bauerschafften festiglich gehalten werden, gnedigk mügen geschützt, gehandhabet und gelassen werden.** Und tatsächlich schlägt sich die Regierungskanzlei auf die Seite der Bauerschaft, bestätigt die Bierstrafe und verlangt nur, dass das bisher lediglich mündlich überlieferte Bauerrecht für künftige Zeiten schriftlich niedergelegt wird. Die 17 kurzen Artikel des Bauerrechts von Dalsper vom 4. Februar 1614 werden zum Vorbild für 11 von 13 weiteren Verfassungen in der Grafschaft Oldenburg, die allein in diesem Jahr 1614 vorwiegend in der Wesermarsch beurkundet werden.

An dem Konflikt in Dalsper lässt sich anschaulich nachvollziehen, wie eine Bauerschaft ihre Autorität und Kompetenz, die wirtschaftlichen, sozialen und organisatorischen Angelegenheiten selber zu regeln, nicht

Studium im Staatsarchiv: Die meisten der von Dr. Ekkehard Seeber edierten Bauerschaftsverfassungen befinden sich im Niedersächsischen Staatsarchiv in Oldenburg. *Bild: Peter Kreier*

Dr. Seeber, bis zum Jahr 2001 Kulturdezernent der Stadt Oldenburg, hat einen dicken Wälzer über die „Verfassungen oldenburgischer Bauerschaften“ geschrieben. Wer sich auf die knapp 800 Seiten mit dem ausführlichen Einführungskapitel und den Urkunden von 92 Bauerschaftsverfassungen aus den Jahren 1580 bis 1785 einlässt, bekommt einen seltenen Einblick in den prallen und durchaus spannenden bäuerlichen Alltag in dieser Zeit, dessen Erforschung nach der unsäglichen Blut- und Boden-Historie der Nazis in der Nachkriegszeit zunächst eher vernachlässigt wurde. „Die Verfassungen der Bauerschaften in Oldenburg spiegeln eindrücklich wider, dass die bäuerliche Bevölkerung sich nach dem verlorenen Bauernkrieg keineswegs aus der deutschen Geschichte verabschiedet hatte“, sagt Seeber. Für ihn, der die handschriftlich in Sütterlin und auf Nieder- oder Hochdeutsch geschriebenen Bauerschafts-Urkunden transkribierte, war das vom ehemaligen Cloppenburger Museumsdirektor Prof. Dr. Helmut Ottenjann angestoßene Projekt quasi eine Ergänzung zu seiner rechtshistorischen Dissertation, die er Anfang der 1970er Jahre über Oldenburger Bauerbriefe verfasst hatte. Zweieinhalb Jahre lang beugte er sich fast Tag für Tag über alte Urkunden.

nur verteidigt, sondern sie auch durchzusetzen versteht: sowohl gegenüber den eigenen Bauern, die straf- oder auffällig werden oder sich Gemeinschaftsverpflichtungen entziehen, als auch gegenüber der Obrigkeit, die diese Form der Rechtsprechung so lange akzeptiert, so lange sie sich unterhalb des herrschaftlichen Rechts bewegt. „Die Bauerschaften hatten ein gutes Gespür, sich nichts anzumaßen, sondern altes Herkommen und alten Gebrauch zu definieren“, schreibt Dr. Ekkehard Seeber. „Sie waren nicht aufständisch oder aufsässig gegenüber ihrer Obrigkeit, sie wussten aber um ihr altes Recht.“ So konnte zum Beispiel **nicht sehr hohe Dieberei** von der Bauerversammlung sanktioniert werden, schwerer Diebstahl hingegen oder gar Kapitalverbrechen blieben der Bestrafung durch die landesherrschaftlichen Instanzen vorbehalten.

Wann Bauerschaften begonnen haben, die Organisation ihrer Lebensgemeinschaft selbst in die Hand zu nehmen, sich Regeln für ein gutnachbarliches Zusammenleben zu geben, ebenso wie für den Wirtschaftsbetrieb auf Weide, Heide und Pflugland und die gemeinschaftlich zu erledigenden Arbeiten an Wegen, Dämmen, Deichen, Sielen und Entwässerungsgräben, lässt sich nicht exakt bestimmen. Es besteht eine „Überlieferungslücke“ zwischen der ersten Bauerschaftsverfassung in der Grafschaft Oldenburg, der 1580 aufgeschriebenen Rulla von Mansfleth und Ranzenbüttel, und Urkunden, die belegen, dass schon im

12. Jahrhundert Stedinger Bauern eigenes Recht eingeräumt wurde. Dass 70 der 92 von Seeber edierten Bauerschaftsverfassungen in der Marsch und in der Moormarsch entstanden und speziell die Stedinger Bauerrollen in ihren Formulierungen ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein bezeugen, lässt vermuten, dass die Selbstverwaltungskompetenz zurückreicht bis weit ins Mittelalter. Hatte doch der Erzbischof von Bremen den niederländischen Kolonisten, die im 12. Jahrhundert ins Stedinger Land kamen, um es zu kultivieren, eine privilegierte Stellung und ein hohes Maß an Selbstverwaltung zugestanden. Sie dürfen alle Streitigkeiten unter sich entscheiden, ausgenommen „größere Angelegenheiten". „Eine hoch intelligente Organisation von Dörfern und Wirtschaft", bescheinigt Seeber den Stedingern und auch einen „Entwicklungsvorsprung" gegenüber anderen Gebieten. Verfassungen aus Bauerschaften in der Geest sind nicht nur seltener, sondern inhaltlich deutlich reduzierter. Der Grund dafür ist nach Einschätzung des Autors neben der siedlungsgeschichtlichen Entwicklung, dass die Vögte in den vergleichsweise armen Geestgebieten der bäuerlichen Selbstverwaltung sehr viel abweisender gegenüberstanden als die Vögte in den reichen Marschlanden.

Wer Burbier mittrinket, der muß Burrecht mitstehen, heißt es in Artikel 43 der Neuenbroker Bauerrolle aus dem Jahr 1709 und in der Blexer Bauerordnung aus dem Jahr 1691 wird in der Einleitung als Ziel formuliert **desto friedlicher und schiedlicher miteinander** (zu) **leben**. Für beides, für die Verpflichtung zum friedfertigen Zusammenleben und der Beachtung der Regeln, die sich die Gemeinschaft gegeben hat, steht die Bauerversammlung, die meistens am Petritag einberufen wurde. Voraussetzung für die Teilnahme daran war, vollgültiges Mitglied der Bauerschaft zu sein. Auch wenn es vielfältige örtliche Unterschiede und Ausnahmen gab, in der Regel war die Zugehörigkeit an den Besitz von Grund und Boden gebunden. Die, übrigens waffenfreie, Bauerversammlung leiteten je nach Größe der Bauerschaft zwei bis vier von ihr vereidigte Geschworene. Sie wurden **up der Naberschup herum**, also reihum gewöhnlich für ein Jahr ausgeguckt, mussten der Versammlung Bericht erstatten über alle Vor- und Streitfälle und saßen, oft unterstützt von einigen Altvorderen, zu Gericht über Straf- und Übeltäter, die „Verbrecher" genannt wurden.

Bis auf ein paar Bauerschaften in der Wesermarsch, deren Verfassungen als Strafe auch **einen guten trucken Schlag** oder eine **gute Dracht Schlege** vorsahen, die jedoch von der Obrigkeit ab 1756 gestrichen oder erst gar nicht „confirmiert", das heißt bestätigt wurden, waren Bier- und Geldstrafen die gängige Sanktion, wobei Einzelstrafen von bis zu vier Tonnen Bier oder vier Reichstalern verhängt wurden. Die Bierstrafen wurden, um Dorffrieden und Eintracht wiederherzustellen, von den Teilnehmern der Bauerschaftsversammlung zum alle versöhnenden Abschluss gemeinsam getrunken. In der Dänen-

Das aufwendig gestaltete Titelblatt der Bauerordnung von Düke und Klein-Tossens aus den Jahren 1749/54. *Bild: Peter Kreier*

zeit schränkte die Obrigkeit vielfach diese hohen Bierstrafen fürsorglich ein, waren doch eine Tonne Bier immerhin 159,6 Liter, ein Barrel. Wegen der durch **die vielen Straf-Bierf-Gesetze ... veranlassten Unordnungen und Versäumniß des Haußwesens** verfügte 1756 Graf zu Lynar, Statthalter des Königs von Dänemark in Oldenburg, **daß die zum Vertrinken bisher angewandten Strafgelder inskünfftige zu der Bauer gemeinsamen Besten, besonders zu Verpflegung ihrer Armen und Kranken lieber gewidmet werden sollen.**

Diesem Graf zu Lynar setzt Seeber in seinem Buch ein kleines Denkmal. Denn der Graf hat nicht nur versucht, Exzesse um die Bierstrafen einzudämmen, er hatte ein, auch nach heutigen Maßstäben, erstaunlich modernes und aufgeklärtes Rechtsverständnis. Wiederholt verteidigte er Rechte Einzelner gegen Übergriffe durch die

bäuerliche Genossenschaft. Entschlossen wies er etwa 1756 das Ansinnen der in der Vogtei Burhave gelegenen Bauerschaft Meide zurück, einem Mann, der schon einmal wegen Diebstahls bestraft worden war und von Fedderwarden nach Meide umziehen wollte, den Zuzug zu verwehren: **Gleichwie nun keine Bauerschafft sich anmaaßen kann, einem Menschen, dem die Obrigkeit das Land offen lässt, ihr Dorf zu versperren, und, wer nicht Landes verwiesen ist, auch im Lande bleiben kan.** Auch Haussuchungen, wie sie sich die Langwarder Bauerschaft bis 1754 selbst erlaubte, verbat Graf zu Lynar als **Willkühr der Bauergeschworenen** und ordnete an, die **beyden Artikel des Langwarder Briefs ... auf ihr eigen Recht Haussuchung zu thun ... zu annullieren.**

Von der Mitte des 18. Jahrhunderts an geraten die überlieferten bauerrechtlichen Gewohnheiten immer öfter in Konflikt mit der aufgeklärten Rechtsauffassung der Obrigkeit, die das Individualrecht stärkt. Exemplarisch dafür, wie das Recht auf genossenschaftliche Selbstverwaltung auch zur Willkür ausarten konnte und mit dem Individualrecht kollidierte, ist der Fall einer Magd, die um die Weihnachtstage 1744 ein uneheliches Kind gebar und Unterschlupf bei einem Bauern in Sillens findet, was den ganzen Ort in Aufruhr versetzt. Aufgewiegelt von zwei Rädelsführern rotten sich die Bauern zusammen und drohen, das Haus zu stürmen, es niederzureißen und anzuzünden. Amtsvogt Otto Caspar Schwenker von der Vogtei Burhave kann gerade noch rechtzeitig einschreiten und das Schlimmste verhindern. Er verlangt in einem Schreiben an das **Königlich Wohllöbliche Landgericht** zu Ovelgönne, **die Sillenser Bauerschafft, in Sonderheit Johann Daniel Holthusen und Simon Hinrichs, vor ihr bezeigte Halsstarrigkeit und naseweise Frechheit nachdrücklich und allenfallß fiscaliter zu bestrafen ... und ein Befehl an sothane Bauerschafft zu senden, das Mensch ungestört** (zu) **lassen ... , weil es doch ein Mensch und kein Vieh ist und also nothwendig Obdach haben muß.** Das Gericht verdonnert die Sillenser Bauerschaft zu 50 Goldflorin Strafe, ein Betrag, mit dem sich gut und gerne ein Haus bauen ließ. Auch wenn die Haltung der Bauern nachvollzogen werden könne – die Bauerschaften waren unterhaltspflichtig für jeden Einwohner, der sich nicht selbst versorgen konnte – , „so zeigten sich der Vogt und das Landgericht eines autoritären, aufgeklärten Staates menschlicher als die Mitglieder der Bauerschaft“, resümiert Seeber.

Das Ende der autonomen Bauerschaftsverfassungen im Herzogtum Oldenburg kommt am 26. September 1814. Allerdings nicht aus heiterem Himmel. Schon in den vorangegangenen Jahrzehnten war in den Bauerschaften zunehmend Verunsicherung und Unruhe zu spüren, als ahnte man, dass die bäuerliche Selbstverwaltung und das Genossenschaftsrecht nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit sind. „Sie hatten sich einfach nicht weiterentwickelt, auch wenn die Verfassungen noch weitgehend praktiziert wurden“, sagt Seeber. So bezeichnet der Bauer und Kirchjurat Anton Meinen aus Schwei 1781 in einem Schreiben an die Regierungskanzlei in Oldenburg das Bauerrecht **in Summa als ein bloßes Affen-Spiel**, die Bauerversammlung als **Freß- und Saufgelach**, in der **Gelder mit großem Zank und Streit zusammengeraffet werden** und **öffters das Handgemenge so groß** (wird), **daß Proceße daraus entstehen.** Mit der „Instruction für die Bauervögte“ vom 26. 9. 1814 tritt an die Stelle des örtlich sehr unterschiedlichen Bauerrechtes eine einheitliche und zentral erlassene Regelung. Sie macht aus dem alten Bauergeschworenen, der Repräsentant seiner Burschaft, aber nie deren Vorgesetzter war, den neuen, „vom Amt“ ausgewählten Bauervogt, der jetzt Repräsentant der Obrigkeit ist und alle Anweisungen an seine Bauerschaft umzusetzen hat. Am Ende dieser Entwicklung steht die heutige Landgemeinde in ihrer einheitlichen Struktur, „die wir als ganz selbstverständlich empfinden und die bunte Vielfalt, den bauerschaftlichen Stolz und die damit verbundene Selbstverantwortung und Selbstachtung nicht einmal mehr vermissen“, wie Seeber mit einem Hauch von Wehmut schreibt.

Ekkehard Seeber: Verfassungen oldenburgischer Bauerschaften. Edition ländlicher Rechtsquellen von 1580 bis 1814. Osnabrücker Schriften zur Rechtsgeschichte, Band 14. 786 Seiten, gebunden, 83,90 Euro. ISBN 978-3-89971-414-2. Universitätsverlag Osnabrück bei V&R unipress. Die Herausgabe des Buches wurde u. a. von der LzO-Stiftung und der Oldenburgischen Landschaft unterstützt.
Seit dem Erscheinen des Bandes sind bereits drei weitere, bis dahin unbekannte Bauerschaftsverfassungen aufgetaucht. Bei Entdeckungen dieser Art bittet Dr. Seeber darum, informiert zu werden.

„Keine tumben Tölpel in barbarischen Dörfern"

Wie sehr Graf Anton Günther seine Bauern schätzte

Herr Dr. Seeber, wenn Sie die Bauerschaftsverfassungen in der Grafschaft Oldenburg mit ähnlichen Urkunden in anderen Regionen Deutschlands vergleichen: Gab es hierzulande spezifische Merkmale oder Organisationsformen, die sich anderswo nicht finden?

Seeber: Als Erstes möchte ich darauf hinweisen, dass man lange angenommen hat, dass es in Norddeutschland, oberhalb Westfalens, keine sogenannten Weistümer oder ähnliche ländliche Rechtsquellen gegeben habe. Dem ist zum Glück nicht so. Man wusste nicht, dass in den deutschsprachigen Regionen verschiedene Bezeichnungen der Rechtsquellen die gleichen Inhalte meinen. So tauchen im Süden Deutschlands, in Österreich und der Schweiz die Bezeichnungen Rodel, Einung, Ehehaft-, Dorf- und Hofmarksordnung auf, die in etwa das beschreiben, was in Oldenburg Beliebung, Willkür, Bauerbrief, Bauerrecht, in niederdeutscher Sprache Burrecht bedeutet. Dabei ist nicht der Bauer als Person gemeint, sondern die Bauerschaft als Korporation, die rechtsfähig ist, Verträge schließen, Prozesse führen, sich selbst Regeln oder eine Satzung geben kann. In Oldenburg heißen diese Satzungen Beliebung, Willkür oder Bauerrecht oder Bauerbrief. Die Bauerschaft verfügte auch über eigene Organe, das Bauergericht und die Bauergeschworenen. Das Besondere der Oldenburger Bauerschaftsverfassungen ist, dass sie relativ spät, erst ab 1580, schriftlich überliefert sind. Dafür behielten sie lange ihre Gültigkeit, nämlich bis 1814.

In den Verfassungen wird das Leben in den Bauerschaften geregelt, mitunter ausführlich von der Wiege bis zur Bahre, dann wieder knapp und auf vergleichsweise wenige Artikel beschränkt. Wie erklären Sie sich diese Unterschiede, wo doch Alltagsleben und -probleme in den Bauerschaften überall vermutlich gleich gewesen sein dürften?

Ja, der Unterschied der Verfassungen der Bauerschaften auf der Geest und in der Marsch springt ins Auge. In der Oldenburger Geest ist das Bauerrecht inhaltlich oft auf die Regelung der gemeinschaftlichen Arbeiten an Wegen und Bäken sowie der Aufsicht aufs Vieh beschränkt. Die Vögte oder Amtmänner der Geest-Vogteien haben außerdem im Gegensatz zu den Vögten der Marsch-Vogteien meist eine ablehnende Haltung gegenüber dem Recht der Bauerschaften, ihre eigenen Angelegenheiten zu regeln. Die Vögte würden dadurch nämlich erhebliche Einnahmen verlieren und da die Vögte nur ein niedriges Grundeinkommen hatten – siehe das heutige Bonus-System für Manager –, legten sie großen Wert auf die zusätzlichen Gebühren aus der Wege- und Bäkenaufsicht sowie der Streitschlichtung. Auch die siedlungsgeschichtlichen Unterschiede der Bauerschaften in der „armen" Geest gegenüber der „reichen" Marsch werden eine erhebliche Rolle gespielt haben. Die Bauerschaften der Marsch erscheinen in ihren Verfassungen sehr viel selbstbewusster. Die Marschenbauern waren sozusagen der bäuerliche Adel und der verpflichtet.

Sie schreiben, die Verfassungen belegten, dass die Bauern sich nach dem verlorenen Bauernkrieg (1524 – 1526) „nicht aus der Geschichte verabschiedet haben". Wie waren die wirtschaftliche Lage und die gesellschaftliche Stellung der Bauern in jenen 300 Jahren, aus denen die von Ihnen edierten Verfassungsurkunden stammen?

Das ist eine Frage, zu deren Beantwortung man sicher mehrere Bücher schreiben könnte. In dieser Zeit hat es große wirtschaftliche Einbrüche, den 30-jährigen Krieg, verheerende Fluten und Deichbrüche sowie starke demografische Veränderungen in den Bauerschaften der Grafschaft, ab 1774 des Herzogtums Oldenburg gegeben. Ich möchte nur zwei Aspekte herausgreifen: Einmal ist festzustellen, dass zu Beginn der schriftlichen Verfassungen nur Hausmänner oder Hauswirte, Eigentümer oder Pächter einer vollen Hofstelle, berechtigt waren, Mitglied in der Bauerversammlung oder dem Bauergericht zu sein und damit über die Belange der ganzen Bauerschaft und aller ihrer Einwohner zu entscheiden. Die Haus-

Darstellungen vom Landleben in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aus dem „Stundenbuch des Simon Bening", Brügge (München, Bayerische Staatsbibliothek).

männer oder Hauswirte waren sozusagen die bäuerliche Oberschicht. Aber schon bald waren die Hausmänner in der Minderzahl und die Vertreter der bäuerlichen Unterschicht, die Köter, Brinksitzer und Häuslinge, ohne die die Gemeinschaftsarbeiten nicht mehr geleistet werden konnten, verlangten und erlangten eine entsprechend ihres Landbesitzes gestaffelte Mitgliedschaft im Bauergericht. Sie konnten auch Bauergeschworene werden. Zum anderen fand zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Oldenburg die Rezeption des Römischen Rechts statt. Graf Anton Günther ernannte 1605 Johannes Prott zu seinem ersten Kanzler, ein umsichtiger Diplomat und scharfsinniger Jurist, der geschult war am Römischen Recht. 1610 legte er dem Grafen den „Entwurf einer Oldenburgischen Polizeiordnung" vor und empfahl, das alte und hergebrachte Bauerrecht in der Grafschaft abzuschaffen. Aber Graf Anton Günther entschied anders. Es sollte bei dem „landesüblichen Herkommen" bleiben und es sollte auch das Bauergericht weiterhin stattfinden in den Fällen „da den Bauren die Erkänntnis zusteht ... Aber in den Fällen, da die Erkänntniß für die Cantzeley oder Beambten gehören, gäntzlich verboten seyn." Eine klare Grenze zwischen obrigkeitlicher und bauerschaftlicher Sphäre war gezogen, und die Bauern verstanden es, in diesem Rahmen ihre Interessen zu gestalten und zu behaupten. Sie waren keine „tumben Tölpel", keine „geschichtslosen Bauern in barbarischen Dörfern", wie Theodor W. Adorno noch 1969 meint. Graf Anton Günther sicherte also gleich zu Beginn seiner langen Herrschaft (1605 – 1667) den Bestand des alten, aus sächsischen und friesischen Wurzeln kommenden Bauerrechts in seiner Grafschaft. Das zeigt auch die Wertschätzung, die der Landesherr gehabt hat gegenüber dem bäuerlichen Selbstverwaltungsrecht und gegenüber der bäuerlichen Bevölkerung, die ja bei Weitem die Mehrheit in der Grafschaft darstellte.

Ende des 18. Jahrhunderts gerät das in den Bauerschaftsverfassungen niedergelegte Recht immer häufiger mit dem aufgeklärten Rechtsverständnis der Zeit in Konflikt, es beschleunigt sich das Ende der Bauerschaftsverfassungen. Welches Interesse hatte die Obrigkeit plötzlich daran, den Bauern die Selbstverwaltung und -organisation zu entziehen?

In der Frage sind zwei Themenkomplexe enthalten: 1. die sich langsam aufgrund der Aufklärung herausschälende Entwicklung von Individualrechten und 2. ein verändertes Staatsverständnis. Ich habe in meinem Buch nicht nur die Verfassungsurkunden der Bauerschaften ediert, sondern auch vier Streitfälle verschiedener Bauerschaften. In allen vier Fällen geht es darum, dass die Bauerschaften ihr hergebrachtes Recht durchsetzen wollen. Verteidiger der dabei bedrohten bzw. verletzten einzelnen Personen sind überraschenderweise die Vertreter des absoluten, autoritären Staates. Vögte, Landgericht und Statthalter sind zweifellos schon vom Geist der Aufklärung berührt und setzen gegen das genossenschaftliche, nachbarliche Bauerrecht die Individualrechte Einzelner durch. Das geschieht in der Grafschaft Oldenburg 50 Jahre vor der Erklärung der Menschenrechte und der Französischen Revolution im Jahre 1789! Das ist der positive Aspekt. Der negative ist, dass das herkömmliche Bauerrecht offenbar nicht mehr in der Lage war, eine neue aufgeklärte und individualistische Geistes- und Rechtsentwicklung aufzufangen. Zum andern ändert sich spätestens im 18. Jahrhundert das Selbstverständnis der absoluten Fürsten „von Gottes Gnaden". Sie entwickeln einen polizeistaatlichen Absolutismus und das Verhältnis zwischen Fürst und Untertan, bislang auf Gegenseitigkeit gegründet, wird aufgekündigt. Das ist auch mit Abstrichen in Oldenburg nachzuvollziehen. Hier deutet sich Ende des 18. Jahrhunderts eine zentralistisch orientierte Entwicklung an, die Herzog Peter Friedrich Ludwig in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts konsequent weiterverfolgt. Die bisher von jeder Bauerschaft beschlossenen Verfassungen werden ersetzt durch eine zentral gesteuerte und vereinheitlichte „Instruction für die Bauervögte", die ab 1. 9. 1814 im ganzen Herzogtum gilt und die die alten Rechte der Bauerschaften ersatzlos streicht.

Die Fragen stellte Rainer Rheude

Die Töchter des Großherzogs Ingeborg und Altburg, Geschenk an Elisabeth von Radetzky-Mikulicz

Von den Berliner *Unter den Linden* in die Oldenburger *Lindenallee*

Die Tagebücher des Oldenburger Generalintendanten Léon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz

Von Heike Müns

Nachdem im Oktoberheft 2008 dieser Zeitschrift erste Hinweise auf die Existenz und bevorstehende Herausgabe der Tagebücher des letzten Generalintendanten des Oldenburger Hoftheaters gegeben worden sind, sollen nun genauere Informationen über Hintergründe und Inhalt dieses einzigartigen Materials folgen.

Wer heute in Oldenburg die schönen Villen in der Lindenallee im Dobbenviertel bewundert, wird sich kaum daran erinnern, dass hier von 1896 – 1918 der Generalintendant des Großherzoglichen Hoftheaters, Léon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz, mit seiner Familie das kulturpolitische und gesellschaftliche Leben Oldenburgs mit repräsentierte. Mehrmals in der Woche hielt damals die Kutsche des Großherzogs vor dem Haus Nr. 10, um Radetzky zur Besprechung, die Familie oder die Töchter zum Tee, zum Gespräch oder zum Spielen mit den Prinzessinnen ins Palais abzuholen.

Die Familie wird für einen Besuch beim Großherzog mit dem Schlitten abgeholt

Ein Militär als Theaterintendant?

Wie kam es überhaupt zur Berufung gerade eines Militärs an das schon recht bekannte Theater in Oldenburg und wie zu der engen freundschaftlichen Beziehung zur großherzoglichen Familie?

Zunächst muss aus heutiger Sicht verwundern, dass ein Nichtfachmann an ein Hoftheater berufen wurde, denn als Sohn eines Diplomaten aus Riga sollte der junge Radetzky nach dem Abschluss des Gymnasiums in Glogau und Dresden standesgemäß die militärische Laufbahn einschlagen, besuchte also zunächst die Kriegsakademie. Von 1871 bis 1888 diente er im berühmten Alexanderregiment in Berlin, danach ein Jahr als Adjutant des damaligen Herzogs von Edinburg in Coburg und schließlich bis 1896 als Kompaniechef im Badischen Leibgrenadier-Regiment. Die Reichshauptstadt, die zu Radetzkys Militärzeit in ihrem Zentrum, *Unter den Linden*, einem ständigen kaiserlichen Paradeplatz glich, hatte ihn fasziniert. In den Tagebüchern nehmen ausführliche Beschreibungen des Dienstes, Paraden, besondere Ereignisse wie das Attentat 1878 auf den Kaiser oder Begegnungen mit den hohen Persönlichkeiten Berlins, aber auch mit dem Zaren und natürlich die Schilderung des gesellschaftlichen Lebens in Berlin breiten Raum ein. Was hatte ihn, geprägt von der Atmosphäre der Paraden *Unter den Linden* bewogen, nun als Arbeitsort das Theater in einer ihm recht unbekannten Stadt an der Hunte zu wählen und in der Oldenburger *Lindenallee* Wohnung zu nehmen?

Erste Auskunft über diese ungewöhnliche Berufung gibt bereits Albrecht Eckhardt in seinem Aufsatz über „Das Großherzogliche Theater in Oldenburg ...“:

„Nach dem Tod des Intendanten v. Wangenheim hatte sich eine ganze Reihe adeliger Persönlichkeiten um seine Nachfolge bemüht. Die Wahl fiel schließlich auf den 1851 als Offizierssohn in Riga geborenen Hauptmann Léon Alexander Joseph von Radetzky-Mikulicz im 1. Badischen Leibgarde-Regiment, dessen hervorragende Geistes- und Charaktereigenschaften, seine geselligen Talente, seine musikalische und sonstige Begabung, seine Sprachgewandtheit ihn zur Leitung eines Theaters sowie einer Hofkapelle hervorragend geeignet machten, obwohl er, wie seine Vorgänger, kein Fachmann auf dem Gebiet des Theaterwesens war. Am 14. September 1896 wurde Radetzky vom Großherzog erst provisorisch, bald darauf definitiv mit den Geschäften der Theaterkommission sowie denjenigen eines Chefs der Hofkapelle betraut. Radetzky erhielt 1901 den Titel „Hoftheaterintendant“, am 1. November 1904 „Generalintendant“, 1907 schließlich das Prädikat „Exzellenz“. Er leitete die Geschicke des Großherzoglichen Theaters in Oldenburg bis zur Novemberrevolution von 1918, zu deren prominentesten Opfern er gehören sollte“. [1]

Aber lassen wir Radetzky selbst zu Worte kommen, wie er das Geschehen in seinen Tagebüchern notierte:

Der Großherzog Peter Nikolaus von Oldenburg reiste jeden Winter für mehrere Monate nach Italien und machte sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise jedes Mal bei seinem besten Freunde, dem Großherzog von Baden, Station. So war es auch dieses Mal im Frühjahr der Fall gewesen. Bei dieser Gelegenheit klagte er seinem Freunde sein Leid, daß der bisherige Intendant Freiherr von Wangenheim plötzlich gestorben wäre und er gar nicht wisse, wen er zum Nachfolger nehmen

solle. Unzählige Bewerber hätten sich gemeldet, alle Auskünfte über dieselben wären glänzend, und da wäre die Wahl für ihn recht schwer. Daraufhin hätte ihm der Großherzog von Baden geantwortet: „Nimm dir keinen all dieser Bewerber, sondern einen Hauptmann von meinem Leib-Grenadier-Regiment, der mir für diese Stellung durchaus geeignet erscheint, und den ich hier wärmstens empfehlen kann."
Das leuchtete dem Oldenburger sofort ein und es folgte eine rege Korrespondenz zwischen (Hofmarschall Graf) Andlaw und dem oldenburgischen Kammerherrn Freiherr von Rössing, in der letzterer sich über meine Person und die Eurer Mutter eingehend erkundigte. Die Auskünfte müssen günstig ausgefallen sein, denn nach unserer Rückkehr von Wolfsburg erhielt ich ein Telegramm aus Birkenfeld [2], ich möchte mich zur persönlichen Vorstellung dort umgehend einfinden. Diese ‚Beschnüffelung' verlief nach Wunsch, und ich einigte mich sehr rasch mit dem damaligen Flügeladjutanten und späteren Oberfeldmarschall von Wedderkop über die pekuniäre Seite und sonstige Bedingungen. Das Gehalt war sehr mäßig: 3000 Mark als Kammerherr und 600 Mark Funktionszulage als Intendant.
Da aber meine Militärpension 2.500 Mark betragen würde und unser Privatvermögen uns an Zinsen cirka 15.000 Mark brachte, so widerstrebte mir meiner Natur entsprechend jedes Feilschen. Ferner wurde ausgemacht, dass ich meine Stellung am 15. September zunächst ein halbes Jahr auf Probe machen sollte. Auf diese einschränkende Bestimmung ließ ich mich ohne weiters ein, denn ich hatte das feste Vertrauen, dass es mir sehr bald gelingen würde, in Oldenburg festen Fuß zu fassen. Endlich musste ich mich noch verpflichten, beim Großherzog den üblichen Kammerherrendienst zu tun. Auch damit war ich einverstanden.
Die Würfel waren gefallen!

Der Oldenburger Schlossplatz als Postkartenmotiv, 1905

Zu ergänzen ist, dass außer Radetzky auch an fünf weiteren Hoftheatern, nämlich Stuttgart, Weimar, Altenburg, Karlsruhe und Coburg-Gotha, ehemalige Offiziere der Karlsruher Regimenter als Intendanten eingesetzt waren, alle theaterbesessen geworden durch Empirie, ermöglicht durch die Aufforderung ihres großherzoglichen Dienstherrn, für ein ‚Spottgeld', 30 Pfennig, nahezu täglich das Theater zu besuchen und den bayerischen Meisterdirigenten Felix Mottl und vor allem seine Wagner-Interpretationen zu bewundern.

Radetzky selbst hatte bereits eigene Theaterstücke geschrieben und bei Theaterabenden seines Regiments inszeniert, hatte französische Stücke ins Deutsche übertragen.

Wie kam es zu dem Auffinden der Tagebücher?

Dass ein Großteil der Tagebücher der Familie Radetzky überhaupt erhalten ist, verdanke ich meiner Tante Elisabeth [3], der jüngsten Tochter Radetzkys. Sie war es, die während der Enteignung des Familiengutes in Nisdorf (bei Stralsund) einen Großteil der schriftlichen Aufzeichnungen der Familie sicherte. So ist heute ein Nachlass vorhanden, der uns eine glanzvolle Welt der Aristokratie, aber auch ihren Abschied aus der Weltgeschichte aus persönlicher Anschauung nahe bringt. Hauptschauplätze sind das Baltikum, Berlin, Karlsruhe und Oldenburg. Aufgeschrieben sind Radetzkys und die Erinnerungen weiterer Familienmitglieder in mehreren schwarzen Wachstuchschulheften in der damals üblichen deutschen bzw. Sütterlinschrift. Daneben sind außer den Tagebüchern des Radetzky und seiner Ehefrau (etwa 500 Seiten) auch Fotos und Briefe der Familie und der großherzoglichen Familie sowie persönliche Gegenstände erhalten. Über die Enkelin Radetzkys, Erika von Krell, erhielt ich sie nun als Verwandte der Ehefrau Radetzkys, Antonie [4], der Schwester meines Großvaters. Vielleicht beförderten mein neuer Arbeitsort und meine Tätigkeit als Wissenschaftlerin in Oldenburg, und dazu noch zunächst eher zufällig in der Lindenallee wohnend, ihren Entschluss, mir diesen einmaligen Nachlass anzuvertrauen und einer Veröffentlichung durch mich zuzustimmen.

Bisher waren diese Erinnerungen nur für den Familiengebrauch gedacht, bereits nach erstem Lesen aber verstärkte sich der Eindruck, dass es sich bei diesem Material um ein einmaliges Stück Oldenburger Kultur- und Zeitgeschichte handelte, und so ist es erfreulich und naheliegend, dass die Oldenburgische Landschaft sich dieses großartigen kulturellen Zeugnisses in ihrer Reihe annehmen wird.

Natürlicherweise bildet die Beschreibung der Tätigkeit Radetzkys am Oldenburger Theater einen Schwerpunkt. Hier sind Ergänzungen zu den Forschungen, wie sie in dem faktenreichen Band von Heinrich Schmidt (vgl. Anm.2) vorgelegt worden sind, anzukündigen. Das betrifft beispielsweise nicht nur den Einsatz Radetzkys für eine modernere Bühnentechnik und eine bessere finanzielle Ausstattung, sondern auch die Einführung der damals gefeierten Operette. Als Opernliebhaber (Oper wurde vor seiner Amtszeit kaum gespielt) sorgte er, wenn die eigenen Mittel nicht ausreichten, für Gastspiele anderer Bühnen. Die Aufführung der Elberfelder Oper mit „Salome" am 6. April 1907 beispielsweise zählte zu den Höhepunkten der Saison, und es gelang ihm unter Großherzog Friedrich August, auch im Schauspiel Stücke modernerer Autoren anzubieten, die sein erster Dienstherr, Nikolaus Friedrich Peter, noch als ‚Caviar für das Volk' abgelehnt hatte.

Wohnhaus der Familie von Radetzky-Mikulicz in Oldenburg, Lindenallee (damals Nr. 10)

Radetzky und seine Frau Antonie in Coburg 1889

Eine Freundschaft zwischen dem Großherzog Friedrich August und den ‚Radis' entsteht

Das erscheint mir nun als das Faszinierendste an den Tagebüchern Radetzkys zu sein: Neben der Beschreibung seines Familienalltags in Oldenburg, vor der Folie des Lebens der Oldenburger Gesellschaft und natürlich seines beruflichen Alltags am Theater, geben sie detailliert Auskunft über ein ausgesprochen freundschaftliches Verhältnis zur Familie des Großherzogs in Oldenburg, das auch seine Frau Antonie und die vier Töchter mit einschloss. Die Familien sahen sich nicht nur abends im Theater, wo sie sich in den Logen gegenüber saßen, sondern luden sich regelmäßig ein, reisten zusammen in die Ferien, führten Briefwechsel, es kam zu kleinen Liebeleien. Liest man das Tagebuch vor allem der Antonie von Radetzky aufmerksam, so scheint es nicht ausgeschlossen, dass die Anwesenheit der hübschen und wohlgebildeten Antonie und ihrer anmutigen und ebenso geistreichen vier Töchter [5] den Großherzog August Friedrich animierte, seinen Intendanten und dessen Familie, die er fast liebevoll ‚die Radis' nannte, möglichst mehrmals in der Woche zu sehen. Dazu mögen neben dem geselligen Wesen Radetzkys auch die guten Verbindungen Léons an andere Höfe, vor allem aber auch zu Berlin, eine Rolle gespielt haben, die auch ein wenig Glanz mit auf Oldenburg warfen. Er begleitete beispielsweise als Adjutant des damaligen Herzogs von Edinburg in Coburg diesen auf seinen Reisen unter anderem nach Lissabon, Paris, an den Spanischen Hof. Auch in Oldenburg wurde Radetzky daher regelmäßig mit repräsentativen Pflichten betraut: Er reiste mit dem Großherzog 1902 nach Petersburg, vertrat ihn am Zarenhof anlässlich der Beisetzung des Großfürsten Michael und in London bei der Beisetzung Edward VII. Gerade die Beschreibung der beiden letzten Reisen (die Tagebücher weisen Lücken und Beschädigungen auf) mutet den Tagebuchleser wie eine Märcheninszenierung an, obwohl Radetzky durchaus zu differenzieren weiß.

Wie eng die Beziehungen zwischen dem Großherzog und der Familie Radetzky waren, zeigt sich auch am Verhältnis zu den Töchtern: Eine Tochter der Radetzkys, Marie, wurde Hauslehrerin der Kinder des Großherzogs, während die heranwachsende Elisabeth zur liebsten Spielgefährtin der Prinzessinnen Altburg und Ingeborg wurde, eine Freundschaft, die vor allem mit Ingeborg bis zum Lebensende währte.

Dieses intensive Verhältnis zur großherzoglichen Familie und das Empfinden eines besonderen Elternhauses veranlasste auch die Ehefrau und die eigenen Kinder zum Schreiben, sodass das gesellschaftliche Leben Oldenburgs aus verschiedenen Perspektiven bzw. durch Generationen gespiegelt betrachtet erscheint. Daneben gewinnt man einen sehr persönlichen Einblick vom letzten Glanz und Abschied des Adels zu Beginn des 20. Jahrhunderts, denn die Eintragungen weisen zwar adelige Selbstinszenierung auf, die sich deutlich von den

Bürgerlichen abzugrenzen sucht, erscheinen aber auch als persönliche Auseinandersetzung mit dem Alltagsleben, das sich jäh ändert und alles Gewohnte aus den Bahnen wirft, als 1914 der Krieg ausbricht. Zu diesem Zeitpunkt setzt das Tagebuch der Ehefrau Antonie ein, ergänzt von einer ihrer Töchter, sodass gerade auch die Kriegszeit in Oldenburg, zunächst von allen Familienmitgliedern mit Hochgefühl beschrieben, diese unbarmherzig in die Realität zwingt. Gerade diese Brüche sind es auch, die den sehr lebendig geschriebenen Eintragungen ihren Reiz verleihen.

Das Tagebuch als Erinnerungsort und Selbstvergewisserung

Der Anlass für Radetzkys schriftlich niedergelegte Lebenserinnerungen ist im Grunde diesem Ereignis und seinem Abschied aus Oldenburg geschuldet. Nach der Abdankung des Großherzogs von Oldenburg verlässt auch er das Theater und zieht sich auf das Familiengut Nisdorf (bei Stralsund), später nach Rostock zurück. In der Gegenwart kommt er nicht mehr an. Er vergräbt sich in seine fern glänzenden Vergangenheitserinnerungen und beginnt 1925 mit dem Aufschreiben seiner Erinnerungen an das gesellschaftliche Leben seiner Geburtsstadt Riga 1851 – 1862, wo sein Vater als Kammerherr und Staatsrat beim Fürsten Souworoff diente, über seine Kinderjahre unter anderem auf dem Familiengut Kurkle in Polen, Internats- und Schulzeit in Dresden und Jena, wo sein Vater als Attaché bzw. kaiserlich russischer Konsul amtierte. Es folgte die Militärzeit in Berlin im Alexanderregiment, dessen ‚Chef' der Zar war, der mit Radetzky aufgrund dessen russischer Sprachkenntnisse mehrere Gespräche bei seinen Besuchen bzw. später in Petersburg führte.

Unter den preußischen Linden

Die strenge standesgemäße schulische und militärische Ausbildung des jungen Adeligen, der sich ein abwechslungsreicheres gesellschaftliches und militärisches Leben in Berlin anschloss, wo er von 1877 bis 1888 ‚stand', werden ausführlich und mit schwärmerischer Begeisterung für den Kaiser, zuweilen aber auch mit Distanz schreibgewandt und anschaulich geschildert. Als Höhepunkte empfindet Radetzky erste persönliche Begegnungen mit dem Kaiser und dem Zaren:

„Auf seinen Reisen ins Ausland hielt sich Zar Alexander in der Regel einige Tage in Berlin auf und besuchte bei dieser Gelegenheit jedesmal unser Regiment. So war es auch im Mai 1878 der Fall, wo ich dem hohen Chef (der Zar ist Chef seines Alexanderregimentes in Berlin, H.M.)

Das Hoftheater in Oldenburg als Leporello mit dem ‚Solo-Personal'

Das Berliner Schloss in einer Darstellung aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Alle Bilder: Familienarchiv bei Dr. Heike Müns

zum ersten Mal als Offizier vorgestellt wurde und er einige Worte mit mir sprach. Ich sehe ihn noch vor mir, diesen schönen großen Mann mit den wunderschönen Augen und der sympathischen sonoren Stimme, das Deutsche beherrschte er vollkommen und machte bei der Tafel eifrig Unterhaltung. Er trug während seines Berliner Aufenthalts ausschließlich unsere Uniform".

Bei jeder Mahlzeit sind die gekrönten Häupter im Geiste anwesend, sie prägen Radetzkys Weltsicht: Im Esssaal waren *„die Wände mit den lebensgroßen Bildnissen der letzten preußischen Könige und der russischen Zaren Alexander I. und II. geschmückt. Da jeder neue Offizier ein neues silbernes, mit seinem Wappen versehenes Besteck liefern mußte, Kandelaber, Brotkörbe, Aufsätze in Silber ebenfalls vorhanden waren und endlich der russische Zar bei jedem seiner Besuche ebenfalls ein Schaustück für die Tafel mitbrachte (unter anderem eine Bowle mit 12 Bechern in altrussischer Arbeit), so gewährte unsere Tafel bei festlichen Gelegenheiten stets einen herrlichen Anblick."*

Gerade für Militärhistoriker dürften die Beschreibungen der militärischen Ausbildung in Karlsruhe und in Berlin, der Aufgaben und Übungen der Regimenter eine einmalige Quelle sein.

Aber auch Oldenburg gewinnt durch Radetzkys Tagebücher eine eigene Ausstrahlung weit über die gewohnte Einschätzung einer Provinz hinaus.

Seine eigenen Reisen, aber auch die Besuche gekrönter Häupter in Oldenburg und natürlich die Gastspiele bedeutender Künstler, die Radetzky am Schluss seiner Eintragungen minutiös aufführt, sprechen für eine größere kulturelle Bedeutung Oldenburgs. Die Persönlichkeit des Großherzogs Friedrich August gewinnt durch die Schilderung gemeinsamer Erlebnisse, aber auch Einblicke in sein Privatleben neue Konturen.

Beim Großherzog privat

Während Radetzky also Erinnerungen schreibt, dazu allerdings auch eigene Aufzeichnungen verwendet, vertraut seine Frau Antonie ihren Alltag seit 1914 fast täglich ihrem Tagebuch in Oldenburg an. Besonders die Besuche beim Großherzog im Palais werden mit Stolz notiert, das Kriegsgeschehen zunächst mit mehr Neugierde denn Sorge verfolgt:

Sehr nett und gemütlich war der Sylvesterabend [6] beim Großherzog, außer uns war niemand da, rechts und links von SKH [7] saßen Grete und ich, gegenüber Lukki [8] zwischen Dita und Minnie, unten der Erbgroßherzog, neben mir die beiden Prinzessinnen, die Elisabeth zwischen sich genommen hatte. Der Großherzog trank uns allen einzeln zu, freute sich, dass Papa solchen Wohlgeschmack an dem einen Weißwein fand und ihm wacker zusprach. Das Brod schnitt der Großherzog selbst für jeden, wie jeder Hausvater in der jetzigen Zeit sparend und damit allen andren ein gutes Beispiel gebend. Nach Tisch wurden unten in der großen Halle noch die drei Weihnachtsbäume angezündet, im großen Kamin brannte ein helles Holzfeuer, wir setzten uns in die Nähe desselben gemütlich um einen Tisch herum; wir Damen nahmen unser Strickzeug zur Hand, während die Herren rauchten und der Erbgroßherzog kredenzte uns Punsch und Pfannkuchen; um 10.¼ verabschiedete sich Grete, weil sie zu ihrem Kleinchen gehen mußte, wir bleiben noch bis gegen 11.½ , dann gingen auch wir, nachdem wir dem Großherzog und seinen Kindern noch ein glückliches, neues Jahr gewünscht hatten und ebenso er uns; der Erbe musste unsere Sachen hereinholen; begleiteten uns bis vor das Thor! Es ist reizend wie höflich und aufmerksam der Großherzog ist, und wie auch der Erbe [9] ganz so erzogen worden ist.

Noch erscheint der Krieg die Familie weniger zu berühren, im Tagebuch überwiegt noch vaterländische Begeisterung: *„Es ist überhaupt schön, wie diese Kriegserklärung auf alle gewirkt hatte, wie ein gemeinsames Band alle zusammenschloß, wie alles höflicher, freundlicher miteinander verkehrte ..."* notiert Antonie in ihr Tagebuch. Sie sorgt für gemütliche Strickabende in ihrem Hause, an dem die Damen bei einem Tässchen Tee Wintersachen für die Soldaten fertigen, die Töchter helfen eifrig bei der Einrichtung eines Lazarettzuges in Oldenburg, man schwärmt für den Kaiser, der auch durch Oldenburg kommt.

Doch der Kriegsverlauf verändert die Sicht, die Traumwelt zerbricht. Als Radetzky, nun im Range eines Majors, sich für den Dienst in Warschau bewirbt, aber Hals über Kopf wieder abreist, als er sich der Realität des Krieges ausgesetzt sieht, hat er es schwer, die gesellschaftliche Stellung seiner Familie in Oldenburg aufrecht zu erhalten. Die Eintragungen im Tagebuch lassen Resignation erkennen. Und als 1918 der Großherzog abdankt, wird er mit in den Strudel der Geschehnisse gerissen.

Die Familie zieht sich nach Rostock zurück, wo die Tagebücher vervollständigt werden, mit dem Ziel, seiner Familie und den Nachkommen die Vorzüge der untergegangenen Gesellschaftsform nahezubringen, aber auch mit der eigenen Situation fertig zu werden. Die Freundschaft mit dem großherzoglichen Hause bleibt ihm erhalten, wie Briefe und gegenseitige Besuche belegen.

[1] Albrecht Eckhardt: Das Grossherzogliche Theater in Oldenburg von der Zeit der Privatbühne bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1854 – 1918). In: Heinrich Schmidt (Hrsg.): Hoftheater Landestheater Staatstheater Beiträge zur Geschichte des oldenburgischen Theaters 1833 – 1983. Im Auftrage des Oldenburgischen Staatstheaters herausgegeben von Heinrich Schmidt, Oldenburg 1983, S. 67 – 106, hier S. 86
[2] Ehemaliges Saar-Departement, 1815 – 1918 Oldenburgisches Fürstentum, bis 1937 Teil des Landes Oldenburg
[3] Elisabeth von Radetzky-Mikulicz, verh. Harm, geb. 1901 in Oldenburg, gest. 2000 in Hannover
[4] Antonie von Zansen genannt von der Osten, geb.1864 in Demmin, gest.1939 in Rostock
[5] - Editha, verh. von Krell, geb.1888 in Coburg, gest. 1983 in Hannover
- die Zwillinge Margarethe, verh. Gräfiin von Schwerin, geb. 1891 in Karlsruhe, gest. 1945 in Schojo b. Stolp und
- Marie, verh. Freifrau von Bissing, geb. 1891 in Karlsruhe, gest. 1975 in Hannover
- Elisabeth, verh. Harm, geb. 1901 in Oldenburg, gest. 2000 in Hannover
[6] Beide Schreibweisen, i und y werden verwendet
[7] Seine Königliche Hoheit
[8] Lukki ist Spitzname, Neckname von Léon
[9] Erbgroßherzog Nikolaus, geb. 1897

„Wir bleiben dem verpflichtet, was man Qualität nennt“

Stiftung Niedersachsen: Gespräch mit dem neuen Generalsekretär Joachim Werren über Kreativität, vorbildliche Kulturangebote und die Finanzkrise

Herr Werren, welches Bild haben Sie vor Augen, wenn Sie auf das Oldenburger Land angesprochen werden?
Joachim Werren: Das Bild einer ebenso traditionellen wie aufgeschlossenen und dynamischen Region, deren Kulturszene stark von der Hochschule geprägt wird. Bemerkenswert sind immer wieder Vielfalt und Vielzahl der Förderanträge, die wir aus dem Oldenburger Land auf dem Tisch bekommen. Leider können wir nicht alle Aktivitäten unterstützen, dazu reicht das Geld nun einmal nicht . . .

. . . fällt Ihnen ein Beispiel ein, wofür die Kulturszene hierzulande in besonderem Maße steht?
Alles was mit Landschafts- sowie Gartenkunst- und -kultur zu tun hat, wird im Oldenburger Land liebevoll gepflegt und gehegt. Natürlich fällt mir spontan auch das Museumsdorf Cloppenburg ein oder die überaus lebendige Kinder- und Jugendtheaterszene.

Noch einmal nachgehakt: Wie schätzen Sie das Kulturangebot im Oldenburger Land in Stadt und Land ein, auch im Vergleich zu anderen niedersächsischen Regionen?
Ich glaube überall dort, wo es Hochschulen gibt, ist auch ein höheres Maß an Kreativität zu beobachten als in anderen Regionen. Das verwundert gar nicht, denn die jungen Menschen an den Hochschulen sind an einer Vielzahl von Themen interessiert, und auf dieses große Interesse reagieren wiederum die Kulturträger mit einer ebensolchen Vielfalt an Angeboten.

Kann die Stiftung Niedersachsen mit Ihrem Förderkonzept Stadt und Land gleichermaßen gerecht werden?
Es ist in einem Flächenland wie Niedersachsen mitunter nicht ganz einfach, nicht nur in den kulturellen Zentren in den Städten qualitätsvolle Kunst und Kultur zu etablieren, sondern auch auf dem, wie man so gerne sagt, flachen Land. Wir wissen um diese Hindernisse und achten deshalb

Staatssekretär Joachim Werren ist seit Oktober neuer Generalsekretär der Stiftung Niedersachsen. *Bild: Peter Kreier*

bei Antragstellern aus kleineren Orten darauf, ihnen nach Möglichkeit über die Hürden zu helfen. Wir müssen aber als Landeskulturstiftung vor allem Aktivitäten mit überörtlicher Ausstrahlung im Blick haben. In erster Linie liegen uns solche Projekte und Aktivitäten am Herzen, die neue Wege zur Vermittlung und zum Verständnis von Kunst und Kultur aufzeigen und ein „fernes Publikum" ansprechen können; das heißt, wir wollen auch Menschen erreichen, die Kunst und Kultur eher fern stehen. Projekte, die wir fördern, müssen sich auszeichnen durch ihre künstlerische Qualität, eine exemplarische Thematik, ein schlüssiges Konzept und Professionalität in der Ausführung. Uns interessiert insbesondere alles, was durch Kooperation und, wie das neue Zauberwort heißt, durch Vernetzung entsteht. Das hört sich, zugegeben, etwas abstrakt an, ist aber der Schlüssel zu vielen neuen künstlerischen Fragestellungen und Antworten.

Das Oldenburger Land steht in einer besonderen Beziehung zur Stiftung Niedersachsen, denn deren wesentlicher finanzieller Grundstock stammt ja aus dem Verkauf der Beteiligung des Landes an der OLB . . .

. . . und diese Gründungsgeschichte hat noch heute zur Folge, dass wir dem Oldenburger Land besonders verpflichtet sind. Man hat seinerzeit festgelegt, einen spezifischen Prozentsatz der Erträge des ursprünglichen Kapitals im Gebiet der ehemaligen Bezirksregierung Weser-Ems auszugeben.

Wie viel Geld kann die Stiftung Niedersachsen insgesamt im Jahr ausgeben?

Seit der Gesetzgeber zum 1. Januar 2009 beschlossen hat, auch die Kulturförderung der Lottostiftung bei uns zu konzentrieren, hat sich die Summe geändert: Wir bewegen uns jetzt bei 4,5 Millionen Euro im Jahr für die Förderung.

Wie wichtig sind für Ihre Arbeit regionale Partner wie die Ostfriesische oder die Oldenburgische Landschaft?

Partner sind immer wichtig, weil man mit ihnen mehr machen kann, als man alleine schaffen könnte. Die 13 „Landschaften" haben ihre spezifische Aufgaben als Träger der regionalen Kulturförderung. Sie haben dafür weitgehende Freiheit – möglicherweise nicht immer genügend Mittel. Mein Eindruck ist allerdings, dass dem Ministerium daran gelegen ist, die „Landschaften" in die Lage zu versetzen, ihre Aufgaben angemessen erfüllen zu können. Zwischen unserer Stiftung und

STIFTUNG NIEDERSACHSEN

Die **Stiftung Niedersachsen** wurde 1986 vom Land gegründet und ist heute mit einem Vermögen von mehr als 50 Millionen Euro ausgestattet. Sie hat die Aufgabe, „Wissenschaft, Bildung, Kunst und Kultur im Land Niedersachsen" zu fördern und damit zur „Entwicklung des Landes im Interesse des Gemeinwohls" beizutragen. Ihre Projektförderung widmet die Stiftung insbesondere der Kultur und deren Wissenschaften sowie der kulturellen Bildung und Vermittlung. Schwerpunkte sind strukturbildende Maßnahmen und Vorhaben, die zur Stärkung des Standorts Niedersachsen beitragen. Die Stiftung ist auch Treuhänderin für unselbständige Stiftungen. Als Landesstiftung versteht sie sich zugleich als europäische Regionalstiftung; ein Ziel ihrer Fördertätigkeit ist es, die kulturellen Stärken Niedersachsens international bekannt zu machen.

„Niedersachsen hat eine sehr aktive und dynamische Theaterszene“: Szene aus dem Stück „Einstein und eine Seele“ mit Franziska Vondrlek und Markus Weiß in der Oldenburger Kulturetage.*Bild: Peter Kreier*

der Oldenburgischen Landschaft bestehen gute persönliche Beziehungen.

Sie haben es schon angesprochen: Zum 1. Januar übernahm Ihre Stiftung auch den Teil der Kulturförderung, der bisher der Lottostiftung oblag. Was ist da an Projektförderung dazugekommen?
Dadurch, dass wir zwei Landesstiftungen im Bereich der Kulturförderung hatten, hatte sich schon in der Vergangenheit so etwas wie eine Arbeitsteilung herausgebildet. Schwerpunkte der Lottostiftung waren Theater, Tanz und Bildende Kunst. Es wurden bevorzugt kleine, lokal wirkende Veranstaltungen, Projekte und Initiativen gefördert, die ganz wichtig sind für das kulturelle Leben in den Regionen. Im Prinzip wollen wir daran festhalten, auch in kleinerem Rahmen zur Qualität zu ermuntern, unabhängig also von Höhe der beantragten Fördersumme. Wir stehen dabei gerne als Partner und Berater zur Verfügung.

Sie sollen angekündigt haben, Sie wollten wegkommen vom „elitären Anspruch“ der Stiftung. Was heißt das konkret für die Förderpolitik der Stiftung?
Was ich gesagt habe, wurde wohl ein bisschen missverständlich aufgenommen. Tatsache ist, dass in der öffentlichen Wahrnehmung in der Vergangenheit gelegentlich der Eindruck entstanden zu sein scheint, als fördere die Stiftung Niedersachsen nur die besonders werthaltige „Hochkultur“. Das hing womöglich mit der zuvor angesprochenen Arbeitsteilung zusammen. Die kulturelle Exzellenz und die kulturelle Strahlkraft eines Landes, woran übrigens nicht zuletzt die Wirtschaft ein starkes Interesse haben sollte, können sich jedoch genau so gut aus einer Vielzahl von kleineren Beiträgen ergeben. Ich wollte dem Eindruck entgegenwirken, wir widmeten uns nur der sogenannten Hochkultur.

Werden Sie denn in der Förderpolitik andere Prioritäten setzen als Ihr Vorgänger?
Wir bleiben dem verpflichtet, was man Qualität nennt. Das bedeutet, nicht die Wiederholung von Gewohntem, von bereits dauerhaft eingeführten Veranstaltungen im Fokus zu haben, sondern Ausschau zu halten nach dem Neuen, dem Weiterführenden, dem Sich-Entwickelnden. Das ist die spannende Aufgabe für unsere Beratungs- und Entscheidungskompetenz.

Allenthalben wird versucht, mit eher mäßigem Erfolg, Jugendliche ans kulturelle Leben in ihrer Region heranzuführen, sie einzubinden. Was macht diese Bemühungen so schwierig?
Es fehlt wohl noch an den wirklich zündenden Ideen, vielleicht auch an der richtigen Ansprache der Jugendlichen. Aber es ist alle Anstrengungen wert, sich um sie zu kümmern, schließlich sind sie die Nutzer von morgen in unseren kulturellen Einrichtungen. Um sich mit Kunst und Kultur auseinander- und sich gegen die Reizüberflutung und das Internet

durchzusetzen, bedarf es besonders attraktiver Angebote. Wir geben Anstöße, etwa indem wir die Jugendtheaterszene kräftig unterstützen. Ein gelungenes Beispiel, mit der Jugend ins Gespräch zu kommen, ist auch das Literatur-Labor in Wolfenbüttel, in dem junge Menschen zwischen 12 und 17 Jahren Texte verfassen, zum Teil bemerkenswerte Texte, und sich mit namhaften Schriftstellern austauschen.

Sie waren lange Jahre Staatssekretär im Wirtschaftsministerium. Es liegt nahe zu fragen, wie wichtig die Kulturförderung für die Wirtschaftspolitik ist?
Man hat immer gesagt, die Kultur sei ein „weicher" Standortfaktor. Ich glaube jedoch vielmehr, dass sie ein „harter" Faktor ist und der Wirtschaft unmittelbare Vorteile bringt. Eine reichhaltige Kulturszene trägt enorm dazu bei, dass sich Unternehmen und Mitarbeiter in ihrer Umgebung aufgehoben fühlen. Das sollte eigentlich Grund genug für Unternehmen und Wirtschaftsorganisationen sein, sich noch mehr als bisher in der Kulturförderung zu engagieren. Es ist eine Investition in die Zukunft unserer Gesellschaft.

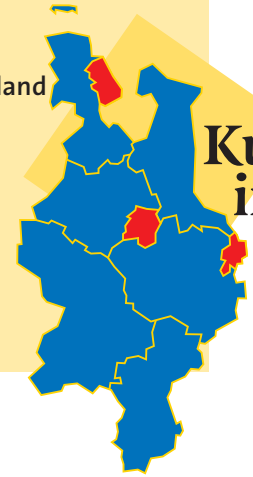
Wenn Sie einen Vergleich mit anderen Bundesländern anstellen – wo ist die Kulturszene in Niedersachsen vorbildlich?
Ich glaube, dass sich Niedersachsen zum Beispiel mit seiner sehr aktiven und dynamischen Theaterszene sehen lassen kann. Grundsätzlich ist es schwierig, einzelne kulturelle Aktivitäten hervorzuheben, auch weil jede Region noch ihr ganz eigenes Gepräge hat. Die ostfriesische Orgellandschaft etwa ist ein Kleinod. Da muss man schon lange suchen in Deutschland, um Vergleichbares zu finden. Keine Frage auch, dass das Museumsdorf Cloppenburg eines der schönsten Freilichtmuseen in Deutschland ist und Maßstäbe gesetzt hat. Wie überhaupt die niedersächsischen Freilichtmuseen als vorbildlich gelten können. Die Stiftung Kulturschatz Bauernhof oder der Monumentendienst, beides im Oldenburger Land gegründet, haben ebenfalls Vorbildcharakter für ganz Deutschland.

Von der Niedersachsen-Stiftung unterstützt: das Projekt Kinder-Stadtführer.
Bild: Peter Kreier

Unvermeidlich in diesen Zeiten ist eine Frage zur Finanzkrise: Hat sie auch Auswirkungen auf die regionale Kulturförderung, auf Ihre Stiftung, und gibt es schon Anzeichen, dass private Sponsoren und Förderer ihr Engagement einzuschränken beginnen?
Die finanziellen Rahmenbedingungen sind für Stiftungen zurzeit nicht übermäßig günstig. Man ist in der Anlage der Stiftungsmittel gut beraten, außerordentlich vorsichtig zu kalkulieren, sehr konservativ anzulegen und sich aus Risikopapieren von vornherein zurückzuziehen. Die Stiftung Niedersachsen hat diese Vorsicht immer walten lassen. Die Erfahrung, dass sich private Förderer neuerdings weniger engagieren, haben wir selbst noch nicht gemacht, denn unsere wichtigsten Finanzierungsquellen sind das eigene Vermögen, etwas über 50 Millionen Euro, und die Finanzzuweisungen des Landes. Um die Unabhängigkeit der Stiftung auch in Zukunft gewähren zu können, muss das Grundvermögen steigen.

Das Gespräch führte Rainer Rheude

Staatssekretär Joachim Werren ist seit Oktober 2008 der neue Generalsekretär der Stiftung Niedersachsen. Zuvor war er seit März 2003 Staatssekretär im niedersächsischen Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Verkehr. Der 60-Jährige, in Bad Kreuznach geboren, ist verheiratet und hat zwei Kinder. Er studierte zunächst an der University of California in Los Angeles Politikwissenschaften und dann von 1969 bis 1977 Rechtswissenschaften in Bonn. Danach war er u. a. wissenschaftlicher Mitarbeiter der FDP-Landtagsfraktion und persönlicher Referent des Wirtschaftsministers in Nordrhein-Westfalen. In Niedersachsen war Werren u. a. von 1986 bis 1990 stellvertretender Sprecher der Landesregierung und von 1990 bis 2000 Referatsleiter in der Staatskanzlei.



Kultur
in der Region

Bischöfe im Gespräch

Antrittsbesuch Bischof Janssens bei Offizial Weihbischof Timmerevers

Gemeinsames Kartenstudium im Offizialat Vechta: Weihbischof Timmerevers hieß Bischof Jan Janssen zum Antrittsbesuch im Bischöflich Münsterschen Offizialat willkommen. *Bpv-Foto-Waschinski*

Peter Waschinski. Jan Janssen, neuer Evangelisch-lutherischer Bischof in Oldenburg, und Heinrich Timmerevers, Vechtaer Offizial und Weihbischof der Bistums Münster, haben am 20. Februar in Vechta die Menschen im Oldenburger Land dazu aufgerufen, sich nicht durch negative Entwicklungen in Wirtschaft und Gesellschaft entmutigen zu lassen.

Für Jan Janssen war es der offizielle Antrittsbesuch als neuer evangelischer Bischof beim katholischen Amtsbruder im Bischöflich Münsterschen Offizialat Vechta.

Zusammen tragen Janssen und Timmerevers Verantwortung für rund eine Dreiviertel Million Christen im Oldenburger Land. Davon sind 470.000 evangelisch-lutherischen und 270.000 katholischen Glaubens.

Kirche als Gastgeber

Vom 20. bis 24. Mai findet der Evangelische Kirchentag in Bremen statt

Rainer Lüder. Die Oldenburgische Kirche ist eine der vier gastgebenden Landeskirchen des Kirchentags 2009. Und darum trägt der Bremer Kirchentag auch ein deutliches Oldenburger Gesicht.

Viele Gruppen aus der Oldenburgischen Kirche sind aktiv und präsentieren sich und ihre Ideen in Bremen: die EJO (Evangelische Jugend Oldenburg) beim Zentrum Jugend am Europahafen oder viele Gruppen und Initiativen auf dem Markt der Möglichkeiten. Zahlreiche Oldenburger Pastoren und Pastorinnen gestalten morgendliche Bibelarbeiten. Chöre, Bläsergruppen und Bands treten bei vielen Veranstaltungen auf: mit Musik von F. Mendelsohn in der Kirche Unserer Lieben Frauen oder dem Gospeloratorium „Prince of Peace“ auf der großen Open-Air-Bühne vor dem Hauptbahnhof.

Beim Abend der Begegnung am Mittwoch werden die Oldenburger Gemeinden mit über 60 Ständen vertreten sein. Mit regionaltypischen oder auch ausgefallenen Speisen und Getränken werden sie die Tausenden von Kirchentagsgästen in Bremen willkommen heißen und stärken.

Ein Künstler der Klassischen Moderne

Dem Kirchenmaler Hermann Oetken zum Hundertsten

Achim Knoefel/Reinhard Rittner. Der Rat der Stadt Delmenhorst hat beschlossen, Hermann Oetkens 100. Geburtstag zum Anlass zu nehmen, den Kirchenmaler mit einem Straßennamen im lokalen Gedächtnis zu bewahren. Unter Kirchenleuten ist der Künstler ein fester Begriff. Seine Glasfenster, Renovationen, Ausstattungen, Siegel, Schriften haben eine klar identifizierbare Handschrift hinterlassen. Sondiert man aber die regionale Kunstszene, stoßen die Experten nur auf dürftige Ergebnisse. Das wirft die Frage auf: Warum kommt Hermann Oetken in der ästhetischen Erinnerung der Region nur am Rande vor?

Am 6. März 1909 wurde der Sohn eines Stellmachers mit ländlichen Wurzeln in der oldenburgischen Industriestadt Delmenhorst geboren. Oetken absolvierte eine Malerlehre und schrieb sich 1926 bei der Bremer Kunstgewerbeschule ein. Nach glänzendem Schulabschluss reiste Oetken 1932 mit seinem Lehrer Prof. Paul Adalbert Perks (1879 – 1939) nach Italien und lernte die europäische Kunst- und Kulturgeschichte schätzen. Das Examensthema lautete: „Wie und mit welchen Mitteln würde ich eine Dorfkirche erneuern?“ Das setzte er in der St.-Katharinen-Kirche zu Schönemoor um, indem er dem mittelalterlichen Gotteshaus sein ursprüngliches Aussehen wiedergab. Er renovierte auch die Kirchen in Altenesch, Bardewisch, Ganderkesee und Brake.

In der Zeit des Nationalsozialismus schloss sich der Maler der Bekennenden Kirche an. In Delmenhorst schuf er für die von der Amtskirche verdrängte Christengemeinde ein Triptychon, das heute in der St.-Jakobus-Kirche zu Sandel bei Jever steht. Die Verbindung zu dem späteren Oldenburger Bischof Wilhelm Stählin führte ihn 1939 in die Michaelsbruderschaft.

Nach dem Krieg beteiligte sich der Kirchenmaler tatkräftig am kirchlichen Wiederaufbau. Leitbild war „Liturgie als Bauherrin“. Seine Renovierungsvorschläge zielten auf die funktionale und ästhetische Veränderung der Kirchen zugunsten der neuen Gottesdienstordnung. Der Universalist wirkte bei der Renovierung alter und der Ausgestaltung neuer Kirchen, Friedhofskapellen, Kriegerdenkmäler, Gemeindehäuser, Stifte und Sozialeinrichtungen mit. Er arbeitete mit verschiedenen Maltechniken und gestaltete farbige Glasfenster ebenso virtuos wie Textilien für den liturgischen Gebrauch. Er war ein Meister der Kalligrafie.

Der Kirchenmaler Hermann Oetken bei der Paramenten-Stickerei. Der 1998 verstorbene Künstler ist mit seinem Werk in fast allen Kirchen des Oldenburger Landes und weit darüber hinaus vertreten. *Bild: Archiv*

Im Oldenburger Land gibt es kaum eine Kirchengemeinde, in der Oetken nicht in irgendeiner Weise tätig gewesen ist.

Darüber hinaus finden sich seine Werke in Bremen, in der hannoverschen und der westfälischen Kirche in großer Zahl. Für St. Petri in Hamburg schuf er ebenso Farbfenster wie für die barocke Wallfahrtskirche zu Neviges im Rheinland. 1960 entwarf er die Glasfenster für die evangelische Kirche zu Istanbul. Hermann Oetken starb am 16. Februar 1998 in seiner Heimatstadt.

Was ist das Besondere an Oetkens Werk? In der offiziellen Kunstszene ist er weitgehend unbekannt, die etablierte Denkmalpflege bewertet manche Arbeiten kritisch. Als Künstler fand er seinen eigenen Stil. Betrachtet man seine Raumgestaltungen, seine Bilder, seine Glasfenster genauer, so ist ihnen allen eines gemeinsam. Sie erzählen die christliche Botschaft. Diesem Zweck dienen die durchgängige Gegenständlichkeit, die Verwendung wiederkehrender Symbolik, die Kombination von Wort und Bild oder der Einsatz der Schrift als Ornament. Das Archaische, abstrahiert Einfache, handwerklich Schlichte dominiert – sowohl in der eigenen Gestaltung als auch in der Art und Weise, wie Historisches restauriert oder in phantasievoller Freiheit neu interpretiert wird.

Eine ausführliche Würdigung Hermann Oetkens von Achim Knoefel und Reinhard Rittner erscheint demnächst in den „Oldenburgischen Beiträgen zur Kulturgeschichte“.

Nicht nur auf die Leuchttürme schauen

Landschaftsversammlung in Schortens: Gitta Connemann fordert mehr Wertschätzung des ehrenamtlichen Engagements

RR. Die Kultur in ländlichen Regionen hat das Problem, angemessen wahrgenommen und anerkannt zu werden. Die Arbeit der Kulturschaffenden auf dem Land, die in der Regel von zahllosen Ehrenamtlichen geleistet wird, verdiene mehr Wertschätzung und müsse deshalb stärker ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt werden, fordert die ostfriesische CDU-Bundestagsabgeordnete Gitta Connemann. Sie sprach bei der jüngsten Versammlung der Oldenburgischen Landschaft in Schortens. Connemann hat von 2005 bis 2007 die Enquete-Kommission des Bundestages „Kultur in Deutschland“ geleitet, die sich u. a. für eine nachhaltige Stärkung des ehrenamtlichen Engagements im lokalen Kulturbereich ausgesprochen hat.

Es gebe in der Kultur keine Provinz, aber in der Provinz Kultur, sagte die Abgeordnete, die die Vielfalt und Breite des kulturellen Angebots in ländlichen Regionen lobte. Kultur auf dem Land sei wahre Bürgerkultur, getragen von Millionen von Menschen in Tausenden und Abertausenden von Vereinen und Initiativen. Connemann wandte sich gegen einen „verengten Kulturbegriff“, der nur die sogenannten kulturellen Leuchttürme der institutionalisierten Kultur gelten lasse und sich auf die Ballungszentren und Städte fokussiere: „Hochkultur und Breitenkultur dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden.“ Wer Kultur für alle fordert, der müsse auch Kultur von allen fördern, und „wer eine Spitze will, der muss auf eine breite Basis bauen“, wie sie gerade für die ländlichen Regionen typisch sei.

Zu Beginn der Versammlung hatte Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke bereits die „sehr lebendige Kulturszene“ im Oldenburger Land“ gewürdigt. In seinem Jahresbericht 2008 erwähnte er, wie später auch Wissenschaftsminister Lutz Stratmann, das Oldenburgische Staatstheater als einen der „strahlenden Leuchttürme“. Es seien aber nicht nur die großen Theater, Museen oder Veranstaltungen, die Aufmerksamkeit verdienten, sondern auch die vielen kulturellen Aktivitäten, die aus dem Etat der regionalen Kulturförderung unterstützt werden, der vom Ministerium von ursprünglich 184.000 auf 310.000 Euro für das Oldenburger Land angehoben worden ist. Unter Einbeziehung der eigenen Mittel könnten damit alle Projekte, die nach den Richtlinien der Landschaft förderungswürdig sind, unterstützt werden.

Kritisch äußerte sich Lucke zum gegenwärtigen Stand der Forschung zur Regional- und Landesgeschichte an der Universität Oldenburg. Sie habe ihren einstigen hohen Stellenwert, den sie u. a. auch Professor Dr. Heinrich Schmidt zu verdanken habe, offensichtlich verloren. Einer der Gründe sei wohl, dass durch die Umstellung der entsprechenden Studiengänge auf die Bachelor- und Masterabschlüsse und die damit verbundene Verschulung weniger Zeit für Studenten und Lehrkräfte für die Forschung verbleibe. Über zwei Entscheidungen in der Hochschulpolitik des Landes empfindet die Landschaft Genugtuung und Freude: einmal über die Aufteilung der Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven in einen ostfriesischen und einen oldenburgischen Teil und über die Beleihung der bisherigen Hochschule Vechta mit dem Titel Universität.

Lucke warb nachdrücklich für mehr Kultursponsoring, denn die nächsten Monate würden schwierig. Die öffentlichen Hände, aber auch Sponsoren aus der Wirtschaft neigten dazu, als Erstes die Ausgaben für Kultur zu kürzen. Abgesehen von einer Reihe von wichtigen Sponsoren, auf die die Oldenburgische Landschaft immer bauen könne, beklagte er, „dass sich

Eine Zäsur

Ewald Gäßler mit dem Kulturpreis geehrt

Von Jürgen Weichardt

Kulturpreisträger Prof. Dr. Ewald Gäßler (2. von rechts) mit Gratulanten (von links): Wissenschaftsminister Lutz Stratmann, Horst-Günter Lucke, Präsident der Oldenburgischen Landschaft, und die Leeraner CDU-Bundestagsabgeordnete Gitta Connemann. *Foto: Jörgen Welp*

Am 1. November 2008 ist der Direktor der Städtischen Museen und Sammlungen, Professor Dr. Ewald Gäßler, nach 22-jähriger Tätigkeit in den Ruhestand gegangen. Für die städtische Kultur und darüber hinaus für die Kunst im Oldenburger Land ist das eine Zäsur. Er wurde bei der jüngsten Versammlung der Oldenburgischen Landschaft in Schortens mit dem Kulturpreis ausgezeichnet.

Als Gäßler, der in Göttingen Kunstgeschichte, Geschichte, Philosophie, Soziologie und Pädagogik studierte, am 1. April 1986 sein Amt in Oldenburg antrat, übernahm er ein kleines Institut, das unter seinem Vorgänger vom Heimat- zu einem städtischen Kunstmuseum gewachsen war. Unter seiner Leitung entwickelte sich das Stadtmuseum zu einem fachlich und architektonisch vielfältigen Museumskomplex. Artothek, Hüppe-Saal, Horst-Janssen-Museum und das Edith-Ruß-Haus für Medienkunst ermöglichen seit dem Jahrtausendbeginn ein Ausstellungs- und Workshop-Angebot, wie es in Umfang und Dichte selbst in erheblich größeren Städten nicht zu finden ist. Rechnet man die Landesmuseen und den Kunstverein hinzu, dann ist Oldenburg – relativ gesehen – in der Breite des Ausstellungsangebots, wenn auch nicht an Ausstellungsfläche, kaum zu übertreffen.

Es zählt zu den administrativen Leistungen Gäßlers, für die notwendige und fachgerechte personelle Besetzung der städtischen Museen und Kunsthäuser gesorgt zu haben. Es zeichnet ihn aus, dass er die Aufgaben der Programmgestaltung und Durchführung von Ausstellungen im Horst-Janssen-Museum und im Edith-Ruß-Haus an deren Leiterinnen delegierte, ohne deshalb seine Verantwortung aufzugeben. Gäßler hat die Qualität der Inhalte dieser Museumsarbeit bestimmt. Er hat die Beziehungen zu lokalen Künstlern intensiviert und von Anfang an der jungen Generation Raum gegeben, sobald er vom Niveau ihrer Kunst überzeugt war. Der Verzicht auf spektakuläre Ausstellungen, die überall zu sehen waren, zeichnet Gäßler ebenso aus – auch wenn mancher sie vermisst hat – wie die Internationalisierung des Ausstellungsgeschehens, das zu seiner Zeit kein anderes hiesiges Institut geleistet hat. Es ist nicht unbekannt, dass er sich dabei gegen kleinliche Bedenkenträger durchsetzen musste.

Die Aufzählung seiner Verdienste wäre nicht abgerundet, wenn nicht auf die zahlreichen Aufgaben verwiesen wird, die Gäßler neben seinem Amt wahrgenommen hat: Seit 2000 war er Honorar-Professor an der Universität Oldenburg, er war Kirchenältester der Lambertikirche, er leitet auch heute noch die Arbeitsgemeinschaft Museen und Sammlungen in der Oldenburgischen Landschaft, ist Vorsitzender der Franz-Radziwill-Gesellschaft und darüber hinaus Vorsitzender des Museumsverbandes Niedersachsen-Bremen. Er hat die Kunst hierzulande mit seiner Offenheit, seinem Rat, mit seinem Wissen und seiner Fähigkeit, Sachverhalte nachvollziehbar und präzise zu formulieren, nachhaltig geprägt.

mittelständische Unternehmen zu wenig der Kulturarbeit im Oldenburger Land stellen“. Dabei sollte Kultursponsoring eigentlich leicht fallen, denn seit 1998 könne es unbegrenzt von der Steuer abgesetzt werden und außerdem habe es einen hohen Imagewert.

Im Zusammenhang mit der Wirtschafts- und Finanzkrise und den Auswüchsen eines „zügellosen Kapitalismus“ warnte der Präsident vor einer Entwicklung „zu einer wertelosen Gesellschaft“ in einem Teil der Wirtschaft, in der immer mehr Menschen zu einem überflüssigen, weil Kosten verursachenden Faktor eines auf Gewinnmaximierung ausgerichteten Systems würden. Lucke zitierte einen Südoldenburger Unternehmer, der Aufrichtigkeit, Glaubwürdigkeit, Vertrauen und Fleiß als jene Tugenden beschreibt, die wieder stärker in den Vordergrund rücken müssten: Gewinnstreben gehöre dazu, aber dabei sollte man Maß halten.

Schiffsprojekt auf Zickzackkurs

Warum nicht Qualifizierungsmaßnahmen für Arbeitslose mit der Restaurierung alter Kulturgüter verbinden, die sich Vereine sonst nie leisten könnten?

Von Torsten Thomas

Knapp zwei Jahre haben 49 Teilnehmer unter fachkundiger Anleitung von Schiffbauern ein altes Plattbodenschiff aus dem Jahr 1911 restauriert und weitestgehend wieder in den Originalzustand versetzt. Die aus Stahl und in Klinkerbauweise gefertigte „Maryart“ ist inzwischen eine Rarität, von der es in Deutschland nur noch wenige Exemplare gibt. Durch die Zahlung von Abwrackprämien verschwanden die meisten Exemplare in den Hochöfen der Stahlkocher.

Bis vor wenigen Jahrzehnten gehörten die Binnenschiffe in hiesigen Kanälen, auf Weser und Hunte zum täglichen Bild. Die motorlosen Schiffe fuhren unter zumeist sparsamer Beseglung Kohle, Torf oder Getreide und zeichneten sich durch einen extrem niedrigen Tiefgang aus. An Bord lebten ganze Familien. Falls der Wind die spärlichen Segel nicht füllte, mussten Tiere zum Ziehen angemietet werden oder Familienmitglieder das Schiff die endlosen Kanäle entlang ziehen.

Aufgespürt und gekauft hatte die Tjalk Andres Klisch, Vorsitzender des Vereins Museumshafen Oldenburg, in Holland. Nach einer Odyssee durch den Oldenburger Hafen strandete das Schiff schließlich auf dem Hafengelände der „Agravis“ und wurde Teil einer von der Oldenburger Arge initiierten Maßnahme für Ein-Euro-Kräfte. Während der Verein als Träger fungierte, zahlte die Arge die kompletten Materialkosten. Qualifiziert wurden Schweißer, Elektriker, Maler, Tischler, Metallarbeiter und ungelernte Kräfte. Knapp die Hälfte hatte lange vor dem Projektende wieder eine sozialversicherungspflichtige Arbeit. Der Rest der Mannschaft erfüllte den Auf-

rechts: Im Bauch der Tjalk fehlt noch die Inneneinrichtung.

ganz rechts: Michael Bieneck (l.) und Berufsschullehrer Helmut Rödenbeck können es nicht fassen. Der überholte Motor ist voll Wasser.
Fotos: Torsten Thomas

Ende Januar nahmen Kräne die „Maryart“ an den Haken und hievten sie in die Hunte.

trag, die „Maryart“ „schwimmfähig“ zu übergeben. Ende Januar wurde die Tjalk mit Kränen in die Hunte gesetzt und zur ehemaligen Brandwerft geschleppt.

Freude kam bei den Beteiligten kurz vor der zweiten Jungfernfahrt aber nicht so recht auf. Von Anfang an schien der Klabautermann seine Finger im Spiel zu haben. „Man hat uns komplett ins kalte Wasser gestoßen. Es war ein weiter Weg, um das Schiff zu restaurieren und es vom holländischen TÜV abnehmen zu lassen“, erzählt Projektleiter Michael Bieneck. Er brennt ein Loch in einen Stahlträger, um Halterungen für den nachträglich eingebauten Schiffsmotor anzubringen. Die Restarbeiten müssen erledigt werden. Glühend heiße Funken brennen sich in den provisorischen Holzboden. Der Diesel aus dem Jahr 1964 wurde in einer Berufsschule komplett zerlegt und überholt. Der gelernte Schiffbauer hat Erfahrung mit Restaurierungen alter Schiffe und selbst als Teilnehmer angefangen. „Es war keiner da, der ein Konzept hatte. Es fehlte die Infrastruktur für so ein Projekt. Die bestand aus einem Zelt für Material und Werkzeug“, erinnert er sich und legt den Brenner weg. „Der erste Meister hatte die Arbeit nach drei Monaten hingeschmissen. Es hätte wirklich besser laufen können“, findet der 38-Jährige und stutzt. Unter dem Motor hat sich eine ansehnliche Pfütze gebildet. Ein Riss im Motorblock offenbart sich im grellen Licht einer Baulampe. „Da hat wohl einer in der Frostperiode Wasser hineingekippt“, vermutet er und schmeißt die Handschuhe hin. Bieneck ist froh, wenn alles vorbei ist. „Dabei ist die Idee, Kultur und Qualifikation unter einen Hut zu bringen, eigentlich gut“, findet er.

Zumindest darin ist er mit Eigner Anderas Klisch einer Meinung. Er wollte die Tjalk eigentlich in Oldenburg lassen, kollidierte aber mit der Verwaltung. „Jetzt geht sie nach Elsfleth und wird Teil eines neuen Museumshafens, den das Schifffahrtsmuseum Brake mit einer Außenstelle bereichert. Dort steht sie für Touren, Veranstaltungen, Konzerte oder Ausstellungen der Öffentlichkeit zur Verfügung“, macht er deutlich. Mit einem neuen Anleger an der Weser hat Klisch eine exponierte Stelle im Auge. Hier kommen die Touristen per Fähre von der anderen Weserseite aus an. Die Zustimmung des Elsflether Rates steht aber noch aus. „Wenn das Schiff fertig ist, soll es einen Ortstermin mit der Politik geben“, sagt Kulturdezernent Wolfgang Böner.

Bis dahin hat Klisch noch einen weiten Weg vor sich. Er muss sich um den Motor und die fehlende Inneneinrichtung kümmern. „Das soll über eine Qualifizierung in Elsfleth laufen“, sagt er und nimmt die Erfahrungen aus Oldenburg mit. „Solche Projekte bringen immer Probleme mit sich. Allerdings hätte es tatsächlich vorher klare Regeln für alle Beteiligten geben müssen. Ich wollte den Teilnehmern genau auf die Finger schauen und möglichst viel restaurieren lassen. Aber die Situation blieb schwierig. Vielleicht wollte man sich von einem Lehrer nichts sagen lassen“, zieht er ein Fazit.

Das hat auch Volker Trautmann, Geschäftsführer der Arge, getan. „Mit einer Vermittlungsquote von 50 Prozent war es ein gutes Projekt“, sagt er. In Ordnung war auch der Deal. „Wir haben gezahlt und der Verein bekommt ein restauriertes Schiff. Davon hat die gesamte Öffentlichkeit etwas“, rechnet er vor. Für ihn hat die Idee trotz aller Reibereien Bestand. „Vereine oder Museen können solche Arbeiten gar nicht finanzieren. Wenn keine Konkurrenz zum Handwerk besteht und die Güter anschließend nicht mit Gewinn verkauft werden, ist das völlig in Ordnung“, so Trautmann. Den nächsten Auftrag hat er schon in der Tasche. Für das Museumsdorf Cloppenburg wird ein altes Raupenkarussell restauriert.

Wecker wedd us den dicken Stein dor wegwelltern?

HS. Drei Fraulüüe – uppen Weg hento naoh 't Graff, wor Jesus naoh sienen Dood an 't Krüüz daolleggt woorn is: Maria van Magdala, Maria, wat Jakobus siene Mauder is, un Salome.

All heller frauh sünd sei ünnerwägens. De Sünne geiht nett erst up. Feine düüre Salwen hebbt sei bi sick. Dor willt sei Jesu Liev mit inrieven. So was dat domaols Maude wenn einer staorwen was. Dat is aals, wat sei för üm noch daun käönt, meint sei. Un achter den dicken Stein, so glövet sei, wacht't de Dood.

Vull Sorge sünd sei. „Wecker wedd us den dicken Stein vör 't Graff wegwelltern?", fraogt sei sik. Man dann sünd sei heilmaols verwunnert. As sei upkieket, wedd sei gewaohr, dat de Stein all an de Siet rullt is. Dat Graff is aopen, ligg frei.

Use Weg dör 't Leven – faoken is 'e stuur un steinig. Steine sünd us innen Weg leggt. Is manges kien Dörkaomen. Sorgen ligget schwaor up us as Steine. Drückt us liek anne Grund.

Wi seiht dann nicks anners mehr. Kien Sünnenstraohl, kien Lecht.

Ein jüdisch Spräkwoort segg: „Uk de lüttkeste Stein kann di glatt de heile Welt nich mehr seihn laoten, bruukst üm bloß dicht 'naug vör 't Ooge hollen".

Wecker bloß noch up de Steine acht't, de einen innen Weg ligget off dor vellicht noch liggen kunnden, de mott sik nich wunnern, wenn 'e kiene Sünne mehr to seihn krigg.

De Stein, mag de uk noch so dick un schwaor wäsen, wecker sück upricht't, hochkick, wedd dat Lecht seihn, wat us achter den Stein us intomeute schinnt. Wecker nich bloß mehr den Stein vör Oogen heff, wedd, – so as an 'n Ostermorgen de drei Fraulüüe, - den Engel gewaohr, de van 't Leven vertellt. De wedd achter den Stein dat Leven gewaohr.

Carl Valentin Scholz

* 09. September 1927 in Bremen – † 20. Januar 2009

HS. Carl Valentin Scholz is 1927 in Bremen geborn worn. Dor geiht he uk naoh de School. Van 1944 bit 1945 is he Soldat un arbeidt ein Tied bi de Iesenbahn. 1948 fangt he an as Bauarbeiter un is van 1950 bit 1959 Helpsmechaniker, Vörarbeider un denn Meester. Van 1959 bit 1972 arbeit't he as Sachbearbeiter un maakt van 1964 bit 1966 blangenbi ein Aobendstudium in Maschinenbau. Von 1972 bit 1987 is he Stabsstellenleiter för Produktionsplanung in Bremen, studeiert dann van 1976 bit 1978 noch up Betriebswirtschaft. 1987 geiht he in 'n Vörruhestand un warkt dann as Schriever.

Un wat wi van Carl Scholz vandaoge läsen könnt, dat dröff sik waohrhaftig seihn laoten. He hört to ein van de grooten plattdüütschen Schrieverslüü. Aaltied was he dorvan övertüügt, dat plattdüütsche Literatur mehr as Folklore un Heimattümelei wäsen kann. Üm güng dat nie nich üm dat Moijeprooten van olle Tieden. De Fraogen un dat Beleven van vandaoge möchd' he in 't Woort bringen. Un wenn he up olle Tieden, up dat Gistern trüggekieken dö, dann mit ein kritisch Ooge. Dor wüdd nicks glattschnacket, glattschreven. Van Carl V. Scholz giv dat 'nen heilen Barg to läsen: Gedichten, Vertellen, Texten för Kark un Gemeende, plattdüütsche Predigten. Siene Texten kaamt dor nich licht d'rher. Ehrder he wat in Woort brocht heff, is 't vörher wisse good bedacht worn. Dat kann man wies weern, wenn man sik Saoken van Carl V. Scholz ankieken deit, so as: Liekut. En Iesenbahngeschicht, Isensee, Ollnborg 1989; Oberuferer Christgeburt-Speel, Steiner, Dornach/Schweiz 1990; Leven willt wi, Prosa un Gedichten, Holzberg, Ollnborg 1991; Hollweglangs, Gedichten un Texten, Isensee, Ollnborg 1998; Keen Bang nich... Tragikomödie in einem Akt, Mahnke, Veern 2002; Leve Gemeen... Plattdüütsche Predigten un anner Texten, Bonifacius-Druckerei, Norderstedt 2004. He heff uk de Landesverfaten van de Hansestadt Bremen un de Statuten van de Stadt Bremerhaven in 't Plattdüütsche brocht.

1996 heff Carl Scholz den Schrieverkring Weser-Ems mitgrünnt un wör dor över twölf Johr de Baas van. He heff uk ein Riege van plattdüütsche Priesen kregen: 1986 den Freudenthal-Pries un 1997 den Borsla-Pries. 2006 is he mit dat Bundesverdeenstkrüüz an 'n Ban utteikent worn.

2005 was Scholz inlaoden, vör Studenten an de Universität in Riga plattdüütsche Texten to läsen. Up disse Reise heff he sik wat an de Lungen haalt. Dorvan heff he sik achternaoh nich recht weer van verhaalt. An'n 20. Januar 2009 is Carl Valentin Scholz ut de Tied gaohn.

Krüüzweg St. Georg Vechta
Foto: Willi Rolfes

Een Krüüzweg

HS. Bi de Katholschen Akademie in Stapelfeld, dor giv dat einen Krüüzweg, nich jüst so as man den wennt is. Drei Stationen heff de bloß. De eine dorvan ligg midden up einen Weg. Ein Krüüz. Dor fallst du di buld över, wenn du dor langes geihst.

De Künstler, Egbert Verbeek is sien Naomen, de heff dat so wullt. Dat Krüüz, so will hei wiesen, is in use Leven mesit gor nich so wiet wäge. Ligg manges midden up off an usen Weg. So as wenn 't pass för us henleggt is, dat wi 't up use Schullern nähmet.

Up de Krüüzbalkens, dor ligg ein Mensk. Sien Liev is full van Schrammen un Seehrs. Einer, den man up 't Krüüz leggt heff. So as vandaoge uk noch väle up't Krüüz leggt wedd. Dat Krüüz ligg einen in ' Weg, liek för de Fäute.

Man in 'n Rüggen steiht ein Disk, een gewaltigen ut Stein, een Altaor. Mensken kaomt dor buten manges mitanner tohope, an Palmsönndag of anner Tieden. Deielt mitnanner Brot un Wien. Denkt doran: Wi hört tosame. Un HEI is midden unner us. De, den 'se up 't Krüüz leggt hebbt, de deielt mit us sien Leven un uk usen Dood.

Kick man nu naoh vörne, den Altaor in 'n Rüggen, över 't Krüüz weg, dann süht man een Müürn ut Stein. Liek in de Midde van de Müürn is ein Schlopp. Liek vör de Müürn, ein deip Lock. Dat Krüüz, de gewaltigen Steine, schwaor ligget de vör einen, wenn man dor steiht. Man wenn man sik in 't Lock stellt un nah baowen kick, süht man dat Schlopp inne Müürn. Un Lecht fallt dör 't Schlopp. Jeden Middag kägen Klock twülven weer van neien.

In 't deipe Lock staohn, dat Lecht dör de Müürn einen intomeute faalen, intomeute löchten seihn – dat is Ostern. De Heven kummpt us intomeute. Kien Stein hollt den up.

Pass up! De Römers kaamt

HS. **„Salve"** – dat is latiensk un hett so väl as „Moin" of „Gooden Dag". Latien, dat was de Sprake van de Römers, mit de wi us bi de 4. Plattdüütsch Sömmerfreitied för Famillgen in de Katholschen Akademie in Stapelfeld dissen Sömmer befaoten willt. Wi willt us een bäten van de Römers un ehre Geschichte ankieken. Uk ditmaal wedd wi wedder „kreativ" wäsen un ton Bispill römske Feldteiken maaken, un noch mehr. Wi wedd uk Arminius kennenlernen, den Fürsten van de Cherusker. Üm dat Johr 9 n. Chr., vör 2000 Johre, heff he de Römers bi Kalkriese ut Germanien verjaogt. De Schlacht is bekannt as de Varusschlacht. In Kalkriese willt wi us dat alls genau ankieken. Well mitmaaken möchde, kann sik in Stapelfeld anmellen unner Tel. 04471/1881132. Dor kann man dann uk mehr gewaohr weern.

Plattdüütsch Sömmerfreitied
för Famillgen in Stapelfeld
29.06. – 03.07.2009

Freuhjohr

Dat witte Wullgräs blaihet all
dor an den schwatten Kolk.
In Struuk un Heide twittket lies
dat lüttke Vaogelvolk.
De Leiwink stigg mit „Tirili"
so piel ton Himmel up.
De Barken greunt, de Kuckuck röpp,
de Golieb tüütet drup.
Vörbi is Haogel, Ies un Schnei,
de Sünne schinnt so kloor,
de bunte Kurrhaohn kullert luut:
is Maitied nu in 't Moor!

Heinrich Siefers

Foto: Elke Syassen

Maitied

De leßde Schnei heff sik verkraopen.
De lüttken Vögel sünd weer dor.
Et driff de Boom all
greune Knöbbkes,
lett gor nich mehr so kaohl un soor.

Sien Zapp stigg up bit in de Kraune,
de Maitied heff et üm andaon.
Lieks röpp de Kuckuck ut de Täuger:
„De Wintertied is nu vergaohn!"

Alfons Sanders

Wir bringen Jugendliche auf den Weg!

Der Verein Jugendkulturarbeit – lokal, regional und international

Von Jörg Kowollik

Der Verein Jugendkulturarbeit e. V. ist ein seit 1995 bestehender Verein, der als Fachverband und Förderverein jugendkulturelle Projekte aus den Bereichen Tanz, Theater, Kunst und Musik finanziell unterstützt, initiiert und vernetzt. Jugendkulturarbeit mit ihren unterschiedlichen Schwerpunkten bietet Jugendlichen die Möglichkeit, sich spielerisch, kreativ und aktiv mit der eigenen Lebenssituation und der anderer auseinanderzusetzen. Die kulturelle Arbeit mit den Jugendlichen ist erfahrungsorientiert, stärkt das Selbstbewusstsein und ist präventiv. Der Verein versteht sich als Lobby für seine jugendlichen Mitglieder, denen er ein Forum zur Wahrung und Veröffentlichung ihrer kulturellen Interessen ist. Das Wirkungsgebiet des Vereins ist Oldenburg und die Region. Unter dem Dach des Vereins sind bis zu 200 Erwachsene, Kinder und Jugendliche vernetzt und organisiert. Den Schwerpunkt der Vereinsarbeit bilden theaterpädagogische Projekte, spartenübergreifende jugendkulturelle Experimente und internationale jugendkulturelle Begegnungen. Seit 2007 ist der Verein im Bereich des europäischen Freiwilligendienstes (EVS) engagiert und fungiert hier als Aufnahme und Entsendeorganisation (s. www.jugendkulturarbeit.eu). Der Verein hat ein Netzwerk in Oldenburg und der Region aufgebaut, das es Jugendlichen auf lokaler Ebene ermöglicht, an regionaler, nationaler und internationaler kultureller Bildungsarbeit zu partizipieren. Deshalb ist Jugendkulturarbeit e.V. als Träger der Jugendhilfe anerkannt.

Der Schwerpunkt internationale Begegnungen

In den letzten zwölf Jahren wurden die internationalen jugendkulturellen Begegnungen als besonderer Schwerpunkt des Vereins aufgebaut. Intensive langjährige binationale Begegnungen mit einer Partnergruppe in Polen (Stowarzyszenie Teatrlno-Lingwistyczne aus Kraków, http://studiotl.archer.pl/) bildeten die Basis für den Ausbau unserer internationalen jugendkulturellen Aktivitäten. Innerhalb der letzten zwölf Jahre haben sich ca. 500 Jugendliche aus Oldenburg und Kraków in zahlreichen Theatertreffen szenisch über die deutsch-polnische Geschichte, Vorurteile, Missverständnisse, Migration und das neue Europa auseinandergesetzt. Die Ergebnisse wurden jeweils öffentlich präsentiert und vielfältig dokumentiert.

Seit 2006 hat der Verein sein internationales europäisches Engagement verstärkt. Kontakte zu anderen jugendkulturellen Einrichtungen in ganz Europa wurden geknüpft, Jugendtheatertreffen vorbereitet und durchgeführt. Das Jahr 2007 stellt im internationalen Arbeitsfeld des Vereins ein besonders wichtiges Jahr dar. Zum einen wurde der Verein als Entsende- und Aufnahmeorganisation im europäischen Freiwilligendienst akkreditiert (zur Zeit haben wir zwei Freiwillige aus Pamplona und Istanbul in Oldenburg zu Gast und ca. 80 – 100 Vermittlungsanfragen junger Menschen aus Niedersachsen und bundesweit im Jahr) und der Verein wurde als eine von zwei deutschen Institutionen ausgewählt, am Pilotprojekt „Internationales freiwilliges Jahr Kultur“ zwischen Frankreich und Deutschland teilzunehmen. Der Verein veranstaltete darüber hinaus das internationale Sommercamp „UTOPIA“. Mehr als 60 Jugendliche aus ganz Europa (Lettland, Frankreich, Spanien, Polen, Deutschland) trafen sich zu zwei Multilateralen Workshops. Sie kampierten auf dem Fußballplatz des F.C. Ohmstede und probten in der IGS Flötenteich sowie im Kulturzentrum Rennplatz. Zum Abschluss wurden einem breiten Publikum zwei begeisternde Theaterperformances in der Kulturetage präsentiert. Seitdem stand der Verein im Zugzwang, denn die Jugendlichen und die europäischen Partner wollten mehr. Mit geplanten ca. 3 000 Übernachtungen jährlich erhöhte sich der Bedarf des Vereins nach einem eigenen Haus für internationale Begegnungen genauso wie für nachhaltige Projektarbeit mit Jugendlichen in Oldenburg. Deshalb hat der Vorstand des Vereins gemeinsam mit der Geschäftsführung das Projekt „Internationales Jugendprojektehaus Oldenburg“ ins Leben gerufen.

Die Zukunftsvision: Eine Villa für internationale Kinder- und Jugendkulturarbeit

Das leer stehende ehemalige Offizierskasino in der Donnerschwee-Kaserne ist uns als idealer Ort für aktuelle und zukünftige internationale kulturelle Jugendbegegnungen aufgefallen. Im Sommer 2008 gab es nach langen Verhandlungen eine erste Testphase für das Internationale Jugendprojektehaus Oldenburg (IJP). Wir führten in dem Haus einen einwöchigen trinationalen Jugendtheateraustausch durch. Die Resonanz war überschwänglich. Teilnehmer/innen und Zuschauer/innen der Abschlusspräsentation bestärken uns in unserem

Es geht lebendig zu bei den Veranstaltungen des Vereins Jugendkulturarbeit. *Bild Kowollik*

Anliegen, das (internationale) Jugendbildungshaus für Oldenburg langfristig einzurichten. Darüber hinaus sind wir 2009 mit vier internationalen Projektwerkstätten im Programm der Stadt der Wissenschaft vertreten. Vor diesem Hintergrund hat der Verein das Gebäude im Februar dieses Jahres gemietet und betreibt es nun als internationale Begegnungsstätte sowie als Jugendprojektehaus für Donnerschwee und das Vereinsnetzwerk. Das Haus bietet mit bis zu 60 Übernachtungsplätzen auch Raum für Fachtagungen, Theatertreffen und Fortbildungen mit den lokalen, regionalen und europäischen Kooperationspartnern. Unseren europäischen Freiwilligen und den Jugendlichen im Netzwerk dient das Haus jetzt schon als als internationale und lokale kulturelle Begegnungsstätte, als Büro und Workshophaus und Treffpunkt.

Nachfragen und
weitere Informationen
Jörg Kowollik
j.kowollik@jugendkulturarbeit.eu

Willi Rolfes wurde 1964 im oldenburgischen Lohne geboren. Der Vater von drei Kindern lebt mit seiner Familie am Rande des Großen Moores in Vechta. Von Beruf ist Rolfes Diplom-Sozialpädagoge und arbeitet als geschäftsführender Direktor der Katholischen Akademie Stapelfeld.

Seit 1981 konzentriert sich der begeisterte Naturfotograf auf die Vielfalt der norddeutschen Landschaftsformen mit ihrer Flora und Fauna.

Willi Rolfes ist Mitglied der »Gesellschaft Deutscher Tierfotografen« (GDT).

Es muss ja nicht immer Mörikes blaues Band sein, das der Frühling durch die Lüfte flattern lässt: Blühendes Wollgras wie hier im Goldenstedter Moor ist ja auch recht anmutig. Wobei die „Wattebäuschchen“ die Pflanze eigentlich nicht im blühenden, sondern bereits im fruchtenden Zustand zeigt. Wie weit die Spanne reicht, in der der Frühling als Jahreszeit besungen und bedichtet wird, mag an zwei Zitaten belegt werden: Da ist auf der einen Seite die klassische Frühlingszeile schlechthin aus Goethes Faust, jenes „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche/Durch des Frühlings holden belebenden Blick“, und da ist auf der anderen Seite die lakonische Feststellung des britischen Schriftstellers Douglas Adams: „Der Frühling wird überbewertet“.

So schön ist das Oldenburger Land

Bild: Willi Rolfes

Ganz im Stil der Meister aus Cremona

Seine Meisterwerkstatt ist im Oldenburger Land die einzige ihrer Art. Martin Michalke baut seit 1989 Geigen – eigene Modelle und Kopien von legendären Originalen. Die Unikate machen Karriere bis ins Ausland.

Von Irmtraud Rippel-Manss

Fast 300 Jahre alt ist das Instrument und gut restauriert. Lange Monate waren die Geige und ihr Besitzer sich im Spiel vollkommen einig. Und jetzt das – ein leises Rasseln beim Anspielen. Der Problemfall liegt auf dem langen Werktisch vor den Atelierfenstern. Martin Michalke soll herausfinden, was der Patientin mit dem fein gemaserten historischen Gewand fehlt. „So etwas ist auch Geigenbaueralltag“, sagt er. Er wechselt den Bogen und streicht noch einmal über die Saiten. Nein, das klingt wirklich nicht gut. Ein paar Dreiklänge, leicht dahingespielt, ein paar Tonleitern, die Diva mit der schmalen Taille lässt sich nicht erweichen. „Das kommt einfach vor“, seufzt er. „Manchmal sind diese alten Instrumente schwer in den Griff zu bekommen.“

Seine Werkstatt liegt im Erdgeschoss eines kleinen Giebelhauses in der Oldenburger Johannisstraße hinter dem Pferdemarkt. Vor zwanzig Jahren ließ sich der gebürtige Papenburger als frisch gebackener Geigenbaumeister hier nieder. Das Umfeld in einer kulturell gut aufgestellten Großstadt mit Staatsorchester, zahlreichen Musikliebhabern und der Musikhochschule im nahen Bremen war interessant. Hier hantiert er seither in bester jahrhundertealter Tradition mit Sägen, Schablonen und kleinen und kleinsten Werkzeugen, um die verschiedenen Mitglieder der Geigenfamilie – Violinen, Bratschen, Celli also – zu fertigen, in aufwändiger Handarbeit. Die Instrumente, die auf dem hellen Steg als Brandzeichen

Zwangspause in Reih und Glied: Violinen warten auf die Reparatur in der Meisterwerkstatt

„Martin Michalke“ tragen, sind schon nach England und Frankreich, Japan und Holland, in die Schweiz und die USA verkauft worden.

Michalke dreht die eigensinnige Geige, nimmt den Steg ab und hält den elegant polierten Korpus unter die Lampe. Durch die schmalen F-Löcher lässt sich der vergilbte Zettel im Inneren entdecken, der ihre Herkunft ausweist. Sie stammt aus der Werkstatt des Geigenbauers Petrus Guarnerius in Mantua und wurde 1710 gebaut – ein Markenzeichen, das sich sehen lassen kann. Guarneris nachgeborener Kollege im Oldenburger Land führt ein kleines Schrägmesser mit leichtem Druck über den Steg: Etwas Material an der Stegmasse abtragen, das könnte dem Problem vielleicht abhelfen. Doch, man hat schon Respekt vor den alten Instrumenten und vor den alten Kollegen, nickt er. Und dieser Respekt basiert sozusagen auf tätiger Anschauung. Er selbst hat nach seiner Ausbildung auf zwei Felder gesetzt. Er entwickelt nicht nur eigene, moderne Instrumente, sondern er baut auch historische Vorbilder nach – Andrea Guarneri und Nicolo Amati, Lorenzo Storioni und, natürlich, auch Antonio Stradivari. Nein, das ist kein Werbetrick und keine Zauberei, und Oldenburg ist natürlich weit weg vom legendären Geigenbauzentrum Cremona, wo die italienischen Großmeister im 18. Jahrhundert zu Hause waren. Den Traum, eine echte Stradivari oder Guarneri in Händen zu halten, müssen die

meisten Geigenspieler sowieso vergeblich träumen. „Aber wenn es jemandem nicht um den Nimbus geht, sondern um das Klangideal von solchen Spitzeninstrumenten, dann können wir gute Angebote machen“, sagt der 52-Jährige selbstbewusst.

Wenn er die alten Spitzeninstrumente kopiert, baut er Originale nach Originalen sozusagen. Da steht dann die „du Diable“ von Guarneri del Gesu (1734) auf dem Arbeitsprogramm, das Violoncello „Sleeping Beauty“ (1739) von Domenico Montagnana oder das Cello „Mara“ (1711) von Antonio Stradivari. Dass der Cellist Marc Froncoux von der Bremer Kammerphilharmonie eine solche „Mara“-Replik spielt und ihm schriftlich bescheinigt hat, er sei „sehr glücklich mit dem Cello, alles ist wunderbar“, gehört zur Bestätigung seiner Arbeit. Ebenso der Sonderpreis für Violine, den er beim renommierten internationalen Geigenbau- und Geigenklangwettbewerb Jacobus Stainer in Freiburg erhielt, bei dem internationale Künstler neue Instrumente spielen und bewerten.

Die Unikate entstehen über lange Monate. Rund 500 Arbeitsgänge leisten der Meister und sein Geselle, bis zu 200 Arbeitsstunden sind aufzuwenden, bis aus massiven Holzplatten zum Beispiel eine Geige geworden ist, ein sensibles Instrument, das gerade mal 400 Gramm wiegt, aber auch den impulsivsten Zugriff eines Spielers aushält, mit sanften Tönen Seelen bewegt und mit mächtiger Durchsetzungskraft auch größte Säle ausfüllen kann. Jede ist ein handwerkliches Präzisionsprodukt. Man kann sie vermessen und technisch-wissenschaftlich untersuchen, aber eigentlich ist sie ein Kunstwerk, an dem etwas Unerklärliches bleibt: Nicht nur, weil

Alles vorbereitet für den Klangbau: Hunderte Stegrohlinge, die einmal den Werkstatt-Stempel tragen werden (oben), feinste Halseisen und Beitel (Mitte) und die von weit hergeholten Tonhölzer, die der Meister in seinem Lager hütet (unten).

edle Hölzer und Verzierungen ihr ein ästhetisches Äußeres geben. Ob sie am Ende gut klingt, hängt von unglaublich vielen Faktoren ab. So gut wie jedes der insgesamt 70 Bauteile wirkt sich auf den Klang aus, von der Wölbung der Decke und des Bodens über die Neigung des Halses bis zur Dichteverteilung im Holz. Welche Details sich gegenseitig beeinflussen, wie man aus dem Zusammenwirken das beste Klangergebnis erreicht, das ist mehr als ein technisch-physikalisches Problem. Jenseits aller analytischen Raffinesse ist das i-Tüpfelchen, das einem Cello, einer Geige den absolut perfekten Ton gibt, die Intuition und Erfahrung des Geigenbauers.

Wählt man diesen Beruf, weil man das Geheimnis lüften will, das gerade auch die alten Instrumente umgibt, das die Auktionspreise von Originalinstrumenten eines Stradivari oder Guarneri in Vielmillionenhöhe treibt? Nein, bei seiner Berufsentscheidung sei eigentlich eher der Zufall im Spiel gewesen, sagt der hochgewachsene Geigenbaumeister. Er stammt aus einer musischen Familie, Hausmusik mit den Geschwistern war eine Selbstverständlichkeit. Er hat gerne und auch gut Violine gespielt als Schüler. Und auch heute noch macht er privat Kammermusik, unter anderem in einem Laienorchester. Aber für eine solistische Karriere hätte es nicht gereicht. „Ich wäre vielleicht zweiter Geiger irgendwo geworden. Aber ich habe jemanden kennengelernt, der mich nach dem Abitur auf die Idee brachte, Instrumente zu bauen. Das war dann mein Weg.“ Ein Weg, den gar nicht wenige Instrumentalisten einschlagen. Ohne Liebe zur Musik würde man nie gute Violinen bauen können, auch nicht ohne das Gehör eines Geigenspielers oder ohne Sinn für die Eigenheiten des Instruments. Man muss ein Verständnis für das Gesamtkonzept haben, sagt Michalke, man

Respekt vor historischen Vorbildern: Geigenbaumeister Martin Michalke

muss antizipieren können, wie ein Instrument klingt. Nach seiner Lehre in der Werkstatt Pfaff bei Marburg war für ihn klar, dass ihn das alte Handwerk nicht wieder loslassen würde. Es bietet die Freiheit, trotz aller Normen und handwerklicher Vorgaben eine eigene Handschrift zu entwickeln, es gibt Raum für eigene Intuition und eigene Ideale.

Geigenbau ist ein konservatives Handwerk wie wenige andere, Neuerungen sind hier eher Frevel als Fortschritt. Seit das Streichinstrument mit vier Saiten, die Geige, zu Beginn des 16. Jahrhunderts auftauchte – die erste urkundliche Erwähnung fand sich um 1523 am Hof des Herzogs von Savoyen – ist sie nahezu unverändert geblieben, was Grundform und Grundriss anlangt. In den Regalen und Kästen in der Johannisstraße hängen, wie in einem Schaukasten zur Geschichte des Holzhandwerks, fein geordnet Hobel und Beitel, Ziehklingen und Schnitzmesser, Feilen und Raspeln. Die aufgereihten Gläser auf dem Wandbord tragen flüchtige Beschriftungen: Calce dall'Lombardia, Kaurikopal, Myrrhegranulat, Pigmente, Öle, Marmormehl – Ingredienzien für Lacke und Leime. Jeder Geigenbauer schwört, das gehört sich so, auf sein besonderes Rezept für die Lackierung, auch Michalke. Der Lack muss schließlich nicht nur die Schönheit des Instruments zum Strahlen bringen und das Holz vor Umwelteinflüssen schützen, er beeinflusst im besten Fall auch den Klang.

Die eigentliche Schatzkammer in der Werkstatt ist allerdings das Holzlager. Säuberlich gestapelte Scheite, unspektakulär auf den ersten Blick. Das ist das Material, das er sich über die Jahre von weither besorgt hat. Seit Stradivaris Zeiten werden die Decken der Geigen aus Fichtenholz hergestellt, Boden, Zargen und Schnecke aus Ahorn. Wirbel und Saitenhalter sind meist aus Ebenholz, Palisander oder Buchsbaum. Diese Kombination hat sich als denkbar beste für den Klang erwiesen. „Sie rekrutiert den Klang, den wir haben wollen." Vor allem Bäume aus Höhenlagen über tausend Meter sind gut geeignet, die Nährstoffarmut gibt ihnen eine dichte Struktur. Bäume aus den heimischen schweren Böden wachsen schneller, ihr Holz wäre deshalb nicht elastisch genug. Wie der Fachmann die Tonhölzer auswählt, von denen so viel abhängt, das ist eine Mischung aus Erfahrung und Intuition. „Man spürt, wie ein Holz schwingt, wenn man es klopft. Aber ich gehe auch viel nach der Optik – das Holz muss nach meinem Gefühl ein bestimmtes Aussehen haben." Michalke ist bei der Suche nach den besten Tonhöl-

Wie wird der Klang des historischen Violones gefallen? Jedes Instrument wird in der Werkstatt immer wieder kritisch angespielt.

zern zusammen mit einem Freund in der Schweiz fündig geworden, wo Schindelhölzer zum Dachdecken wieder in Mode gekommen sind. Da werden ganz ähnliche Anforderungen gestellt, wie er sie hat.

„Geigenbau ist Klangbau“, mit diesem Merksatz umschreibt der Wahl-Oldenburger gern seine Philosophie. Damit benennt er aber auch ein Grunddilemma. Klang und Klangempfindung lassen sich kaum objektivieren. Was einem Künstler sein Instrument beim Spielen „sagt“, was er hört und fühlt und was sich wiederum dem Zuhörer vermittelt, das ist so subjektiv wie die Wahrnehmung eines Parfüms. Es hängt von klimatischen und akustischen Bedingungen ab. Außerdem prägen sich Instrument und Spieler gegenseitig, oft stellen sie sich erst im Lauf des Spiels aufeinander ein, manchmal klappt die Beziehung wunderbar, manchmal weniger.

Die spröde antike Violine hat sich mittlerweile erweichen lassen. Sie antwortet nach den sachten Eingriffen mit Messer und Feile klarer auf den Bogenstrich. Michalke legt sie zum Abholen zurecht, er wird dem Besitzer genau erklären, was er verändert hat, wo man noch einmal ansetzen könnte. Eigentlich wartet jetzt auf dem Tisch in der Mitte des Ateliers der helle Rohkörper eines Cellos auf die Feinarbeit, die aus einem Holzobjekt ein Instrument macht. Doch das wird wahrscheinlich noch etwas dauern. Im Regal an der Seite drängen sich, dicht an dicht, fast 20 Instrumente zur Restaurierung oder Reparatur. „Das muss sein, man will ja den Musikern helfen“, sagt Michalke. Eigentlich ist sein Traum, ungestört Instrumente bauen zu können. Immer wieder eigene Tonideale zu verwirklichen, auf der Suche nach dem perfekten Klang weiterzukommen, zu versuchen, wie weit man den Klangwünschen von Kunden entsprechen kann, das sei das Faszinierende für ihn. Wenn bald wieder ein Geselle mitmacht, wird mehr Zeit für solches kreative Expertentum im Geist der Tradition sein. Würde er sagen, dass seine Instrumente eine Seele haben? „Natürlich haben sie das“, nickt er erheitert: Das italienische „Anima“ ist der handwerkliche Begriff für den Stimmstock des Instruments im Inneren. Was das romantisch vermutete Nicht-Fassbare des Geigenklangs anlangt, das auch in den Herzen der Hörer nachschwingt, das lässt er lieber andere ausmalen.

Die Anschrift der Werkstatt:
Geigenbauer Martin Michalke,
Johannisstraße 5, 26121 Oldenburg
www.martinmichalke.de

Staatsminister bringt 200.000 Euro mit

Bernd Neumann auf Schloss Gödens – Rittersaal wird restauriert

RR. Das Beispiel ist so anschaulich wie originell: 278 Außenfenster mit jeweils 15 Butzenscheiben hat das Schloss Gödens. Die Reparatur dieser Fenster ist um das 20- bis 25-fache teurer als etwa die Fensterreparatur an einem normalen Einfamilienhaus. Sanierungs-, Restaurierungs- und Instandhaltungsmaßnahmen verschlingen bei einem Baudenkmal vom Range des barocken Schlosses sehr viel Geld, Investitionen, die allein aus der privaten Schatulle des Schlossbesitzers nicht zu leisten sind – das ist die Botschaft, die Hausherr Karl Georg Graf von Wedel mit diesen Zahlen vermitteln will. Beim Besuch von Kultur-Staatsminister Bernd Neumann (CDU) brachte er sie mit Erfolg an den Mann. Denn der Gast aus Berlin war nicht nur angemessen beeindruckt vom Ambiente, sondern auch gut vorbereitet: Er sagte 200.000 Euro zu, mit denen der Bund sich an der auf 1,17 Millionen Euro geschätzten und gemeinsam von Land, Stiftungen und Schlossbesitzer finanzierten Restaurierung des Rittersaales beteiligen wird. Mit diesem Bundeszuschuss sei die Gesamtfinanzierung nun „nahezu sichergestellt", sagte Graf von Wedel.

Der Rittersaal ist neben der Schlosshalle mit ihrer Ahnengalerie das Prunkstück der einstigen „Herrlichkeit Gödens" bei Sande, um 1517 als Häuptlingssitz gegründet, nach einem Brand 1669 als Renaissance-Schloss wieder aufgebaut und seit 1746 im Besitz der Familie von Wedel. Die vier über achteinhalb Meter hohen Tapetenmalereien mit Motiven aus der griechischen Mythologie und einer Allegorie der Gerechtigkeit werden dem Berliner Hofmaler Augustin Terwesten (1649 - 1711) zugeschrieben. Sie sind die herausragenden Kunstwerke in dem Saal, die freilich sichtbare Beschädigungen, Wellen und Verwerfungen aufweisen, die auch auf eine nicht sachgerechte Restaurierung vor rund 100 Jahren zurückzuführen sind. Der Flame Terwesten war Gründungsmitglied der Akademie der Künste in Berlin und hat u. a. für die Schlösser Oranienburg, Charlottenburg und für das zerstörte Berliner Stadtschloss gearbeitet.

„Ihr Geld ist gut angelegt", sagte Graf von Wedel zu Minister Neumann. Der Schlossherr beabsichtigt, Schloss und Park auch über die inzwischen traditionellen Veranstaltungen wie die Landpartie und den Weihnachtsmarkt hinaus für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen, soweit es sich mit der Privatsphäre der Bewohner vereinbaren lässt. Bis im restaurierten Barocksaal wieder Kammerkonzerte, dann auch mit moderner Licht- und Tontechnik, stattfinden können, werden vermutlich drei bis vier Jahre ins Land ziehen. Neumann bescheinigte Schloss Gödens, ein „Kulturgut von nationaler Relevanz" zu sein, was auch die Unterstützung der Restaurierung belege, denn der Bund engagiere sich nur bei wirklich „bedeutenden Kulturgütern". Das, was die „Kulturnation Deutschland" ausmache, sei eben nicht nur in den Metropolen zu finden.

Der Staatsminister, dessen Büro im Berliner Kanzleramt eine Etage über dem Büro der Kanzlerin liegt, glaubt, dass die gegenwärtige Finanzkrise die Kulturförderung in Deutschland zwar „früher oder später auch tangieren" werde, doch eine ähnlich kritische Situation, wie sie sich zum Beispiel für die zu 90 Prozent privat finanzierten kulturellen Einrichtungen in den USA abzeichne, sei nicht zu befürchten. In Deutschland werden im Gegensatz zu den USA mehr als 90 Prozent der Ausgaben für Kultur in Bund, Ländern und Kommunen über öffentliche Haushalte finanziert: 8,1 von insgesamt 8,6 Milliarden Euro, lediglich 500 Millionen Euro bringen private Stiftungen und Sponsoren auf. Die Ausgaben für Kultur seien auch in Krisenzeiten sicher, sagte Neumann, der sogar damit rechnet, dass im nächsten Bundeshaushalt der Etat seines Ministeriums erhöht wird.

Minister Neumann (Mitte) suchte das Gespräch mit Künstlern und dem Schlossherrn (von rechts): Michael Ramsauer, Udo Reimann, Graf von Wedel und der CDU-Bundestagsabgeordnete Kammer *Foto:* von Reeken

kurz notiert ...

Johannes Bahlmann

Am 21. November 2008 starb der Oldenburger Schriftsteller **Dr. Karl-Wilhelm Gabbert**, früherer Schulleiter der BBS I in Oldenburg, im Alter von 76 Jahren.

Im November 2008 erschien das von der Oldenburgischen Landschaft herausgegebene Buch „Das Herzogtum Oldenburg 1789 – 1918. Eine ungewöhnliche, historische Geschichte“ von **Geert-Ulrich Mutzenbecher** vor (Isensee Verlag, Oldenburg 2008, 236 S., ISBN 978-3-89995-579-8, 14,80 Euro). Das Buch stellt die Geschichte des Herzogtums Oldenburg im Spiegel der Familie Mutzenbecher dar, deren Mitglieder über vier Generationen in hohen Staatsämtern standen.

Am 28. November 2008 feierte die Heimatforscherin **Margarethe Pauly**, Leiterin des Gemeindearchivs Rastede, ihren 70. Geburtstag.

Dr. Wilhelm Gilly

Am 1. Dezember 2008 starb **Dr. Wilhelm Gilly**, früherer Direktor des Stadtmuseums Oldenburg und Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft, im Alter von 85 Jahren.

Der aus Visbek stammende Franziskanerpater **Johannes Bahlmann** wurde am 28. Januar 2009 von Papst Benedikt XVI. zum neuen Bischof der brasilianischen Prälatur Obidos ernannt. Die Bischofsweihe erfolgt am 9. Mai im Dom zu Münster durch Bischof Dr. Felix Genn.

Am 2. Januar 2009 feierte **Dr. Peter Reindl**, ehem. Direktor des Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg, seinen 70. Geburtstag.

Am 29. Dezember 2008 starb im Alter von 88 Jahren unser Mitglied **Else Johannsen**, Witwe des Oldenburger Malers Heino Johannsen (1904 – 1983).

Dr. Waldemar Reinhardt, früherer Leiter des Küstenmuseums und des Archivs der Stadt Wilhelmshaven, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte sowie ehemaliges Beiratsmitglied der Oldenburgischen Landschaft und Träger der Landschaftsmedaille, starb am 31. Dezember 2008 im Alter von 80 Jahren.

Am 4. Januar 2009 starb der Oldenburger Stadtführer **Erwin Meyer** im Alter von 78 Jahren.

Am 30. Januar 2009 feierte **Arnold Cordsen**, früherer Vorsitzender der Niederdeutschen Bühne Brake und des Niederdeutschen Bühnenbundes Niedersachsen-Bremen, seinen 80. Geburtstag.

Der Heimatforscher **Hans Ney** aus Hooksiel (Wangerland), Träger der Ehrennadel der Oldenburgischen Landschaft, feierte am 10. Februar 2009 seinen 85. Geburtstag.

Am 17. Februar 2009 trat **Benedikt Buhl** die Nachfolge von **Bernd Span** als Sprecher des Vorstandes der **Oldenburgischen Landesbank** an.

Benedikt Buhl

Dr. Friedrich Scheele

Bernd Bureck

Am 2. Februar 2009 trat **Dr. Friedrich Scheele**, bisheriger Direktor des Ostfriesischen Landesmuseums in Emden, seine neue Stelle als Leiter der Museen, Sammlungen und Kunsthäuser der Stadt Oldenburg an. Dazu zählen das Stadtmuseum Oldenburg, das Horst-Janssen-Museum, das Edith-Ruß-Haus, das Stadtarchiv und die Artothek Oldenburg.

Bernd Bureck, Wirtschaftsförderung und Stadtmarketing Varel, erarbeitete mit einem Expertengremium den neuen Schriftzug für den Künstler- und Küstenort Dangast. Die Typografie orientiert sich an den Schriftzügen der Brücke-Expressionisten, die Dangast von 1907 bis 1912 zu einem Ort der Weltkunstgeschichte machte.

NORDSEE DANGAST KUNST UND NATUR

Er ist selbst schon eine Legende, jetzt hat er auch noch mit einer anderen Klootschießer-Legende gleichgezogen: Der 46-jährige **Hans-Georg Bohlken**, der „Bär aus Ellens“, absolvierte beim jüngsten, dem **25. Ländervergleich zwischen Oldenburg und Ostfriesland**, seinen 11. Feldkampfeinsatz und erreichte damit genauso viele Einsätze wie der ebenso legendäre **Berend-Georg Tapkenhinrichs**. Bei strömendem Regen siegten die Oldenburger auf dem Segelflugplatz im friesischen Bohlenbergerfeld im Schlussspurt überraschend mit 57 Metern gegen die favorisierten Ostfriesen, die nicht nur den amtierenden Europameister **Frank Goldenstein** in ihren Reihen hatten, sondern für die auch der seit 12 Jahren in den USA lebende **Gerd Kleemann** erstmals wieder auf dem Klootbrett stand. Die Oldenburger gewannen in der Besetzung **Jens Stindt** (Spohle), **Hans-Georg Bohlken** (Schweinebrück), **Henning Feyen** (Ruttel), **Renko Altona** (Schweinebrück, **Dirk Schomaker** (Fedderwardersiel), **Detlef Müller** (Mentzhausen) und **Thore Fröllje** (Grabstede), dem mit 107 Metern der Tageshöchstwurf gelang. Zuletzt hatte sich die oldenburgische und ostfriesische Flüchterelite, deren Wettkampf von der historischen Rivalität beider Regionen lebt und der seit 1937 ausgetragen wird, vor drei Jahren in Ostfriesland gegenübergestanden.

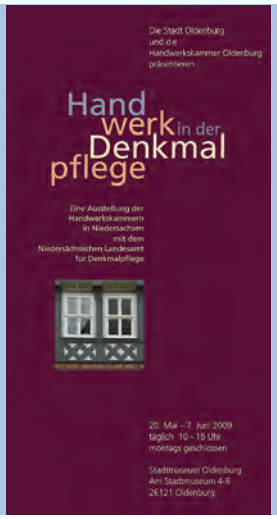
Bild: OV

Auf der Delegiertentagung des **Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland** am 7. März 2009 in Steinfeld wurde der Lohner Oberstudiendirektor **Engelbert Beckermann** zum neuen Geschäftsführer gewählt und der bisherige Geschäftsführer **Heinrich Havermann** zum Ehrenmitglied ernannt. Für seine Verdienste um den Erhalt und die Restaurierung der Johanniterkapelle in Bokelesch (Saterland) erhielt Pfarrer **Miroslaw Piotrowski** auf der Tagung die Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft.

Am 10. Februar 2009 wurde **Johann Arendt Meyer zu Wehdel** aus Badbergen-Wehdel als Nachfolger von **Friedrich Scholten** und **Fritz Stegen** zum neuen Kammerpräsidenten der in Oldenburg ansässigen **Landwirtschaftskammer Niedersachsen** gewählt.

Am 20. Februar 2009 starb **Elmer Freese**, Gründungs- und Ehrenmitglied des Fördervereins Historisches Kaufhaus J.H. Büsing Sohn, Abbehausen (Nordenham), im Alter von 71 Jahren.

Das Stadtmuseum Oldenburg zeigt bis 13. April 2009 die Ausstellung „Skulpturen 1968 – 2008 – Eine Retrospektive“ mit Werken des Oldenburger Bildhauers **Udo Reimann**, der in diesem Jahr seinen 70. Geburtstag feiert.



Die Handwerkskammern in Niedersachsen, das Niedersächsische Landesamt für Denkmalpflege und die Stadt Oldenburg präsentieren vom 20. Mai bis 7. Juni 2009 im Stadtmuseum Oldenburg eine Ausstellung zum Thema „Handwerk in der Denkmalpflege“. Auch die Oldenburgische Landschaft und das Ortskuratorium der Deutschen Stiftung Denkmalschutz beteiligen sich an dieser wichtigen Präsentation, die durch einen Begleitband ergänzt wird.

Auf den Spuren der Oldenburger in Berlin

Landschaftspräsident Horst-Günter Lucke lädt vom 13. Mai bis 15. Mai 2009 zu einer Exkursion nach Berlin ein.
1888 veröffentlichte der Berliner Museumsmann Wilhelm von Bode in Wien den ersten wissenschaftlichen Katalog der Gemäldegalerie Oldenburg. Er und der damalige Leiter der Nationalgalerie, Max Jordan, waren wichtige Kunstberater des Großherzogs Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg. Bis heute haben sich große Teile seiner Sammlung von Malerei des 19. Jh. im Prinzenpalais in Oldenburg erhalten. Die Exkursion soll an die engen, kulturellen Verbindungen zwischen der großherzoglichen Residenzstadt Oldenburg und der Residenz- und Hauptstadt Berlin erinnern. Neben einem Vortrag von Professor Dr. Peter Betthausen, von 1986 bis 1991 Direktor der Alten Nationalgalerie Berlin, stehen Besichtigungen des Bode-Museums und der Alten Nationalgalerie, des Reichstages mit dem Wappen des Großherzogtums von Oldenburg im Eingangsportal sowie des Bundeskanzleramtes, des ZDF-Studios Berlin und der neuen Niederlassung der EWE in Berlin auf dem Programm.

Im Eingangsportal des Berliner Reichstages, Sitz des Deutschen Bundestages, sind die Wappen der 25 Bundesstaaten des Deutschen Kaiserreiches zu sehen, darunter auch das des Großherzogtums Oldenburg, *Bild: Nicolas Haustedt*

Reiseleitung: Jörg Michael Henneberg, Oldenburgische Landschaft
Mindestteilnehmerzahl: 25 Personen
Anmeldung (bis zum 20. April 2009) und ***weitere Informationen:***
Pfeiffer-Reisen GmbH
Im Doorgrund 6
26160 Bad Zwischenahn
Telefon: 04403 3100
Telefax: 04403 3540
E-Mail: info@pfeiffer-reisen.com

Besuch der Ringwallanlage Dersaburg: Dr. Michael Brandt (1. Reihe, 2. v. l.), Geschäftsführer der Oldenburgischen Landschaft, Dr. Stephan Siemer (1. Reihe, 4. v. l.), Vizepräsident der Oldenburgischen Landschaft, Landrat Albert Focke (1. Reihe, 3. v. r.), Landkreis Vechta und Bürgermeister Dr. Wolfgang Krug (1. Reihe, 1. v. r.), Gemeinde Holdorf. *Bild: J. Welp*

Am 23. Februar begann auf der **Dersaburg** in der Gemeinde Holdorf, Landkreis Vechta, eine zweitägige archäologische Prospektion (Erkundung). Zwei Mitarbeiter der Firma **Posselt** und **Zickgraf Prospektionen** GbR aus Mühltal und Marburg haben die einzige Höhenburg des Oldenburger Landes mit Hilfe geomagnetischer und geoelektrischer Methoden untersucht. Über die Dersaburg, eine Ringwallanlage, die auf einem Sporn der Dammer Berge zwischen zwei Bachtälern liegt, ist nur wenig bekannt. Die jetzige Untersuchung bietet die Möglichkeit, ohne eine archäologische Ausgrabung und damit ohne Eingriff in den Boden neue Erkenntnisse über dieses bedeutende Denkmal zu gewinnen. So können etwa Spuren der früheren Bebauung sichtbar gemacht werden. Die Oldenburgische Landschaft hat sich an der Finanzierung der Untersuchung beteiligt.

Am 8. Februar 2009 feierte der Ltd. Bibliotheksdirektor a.D. **Prof. Dr. phil. Walter Barton**, Träger der Landschaftsmedaille der Oldenburgischen Landschaft, seinen 85. Geburtstag.

Am 18. Dezember 2008 starb die Braker Kinderbuchautorin **Thea Eblé** („Runzis wundersame Reise") im Alter von 90 Jahren.

Bilder: Matthias Struck/Jörgen Welp

Jubiläumsmedaille der **Oldenburger Münzfreunde** anlässlich des 50-jährigen Vereinsjubiläums von dem bekannten Dresdener Medailleur **Peter Goetz Güttler**. Die Vorderseite zeigt den Grafen Anton Günther von Oldenburg auf seinem Pferd Kranich nach der bekannten Darstellung von **Wolfgang Heimbach**, die Rückseite nennt das Vereinsjubiläum und die Namen von Vereinsmitgliedern, Weißmetallguss. Zu diesem Anlass veranstalteten die Oldenburger Münzfreunde eine vielbesuchte Ausstellung im Oldenburger Stadtmuseum, die von **Udo Elerd** kuratiert wurde. Zu Jubiläum und Ausstellung erschien ein Begleitband.

Wärterhäuschen jetzt ein Schmuckstück

Sehr geehrte Damen und Herren,

in Ihrer Ausgabe 03/08 haben Sie einen sehr schönen Bericht von Dirk E. Zoller über unser historisches „Bahnwärterhäuschen", das eine „Reise" von Rastede nach Westerstede hinter sich gebracht hat, veröffentlicht. Dafür möchte ich mich herzlich bedanken, auch im Namen der Touristik Westerstede e.V. und des Draisinenspaßes Ammerland GmbH & Co KG.

Für den Draisinenspaß Ammerland war es ein großer Gewinn, dieses Bahnwärterhäuschen zu erhalten, dient es doch jetzt als Anmeldegebäude für die Draisinentouren.

Inzwischen ist das Haus vom Bauhof der Stadt total renoviert worden und hat einen neuen – roten – Anstrich erhalten. Das alles ist in Absprache mit Herrn Zoller geschehen. Als Anlage habe ich Ihnen ein Foto von dem „neuen" alten Bahnwärterhäuschen beigefügt. Es ist ein Schmuckstück geworden und ziert nicht nur den Draisinenbahnhof, sondern stellt eine Sehenswürdigkeit für Westerstede dar.

Mit freundlichen Grüßen
In Vertretung

Helmut Dierks, Erster Stadtrat

Kleines Alphabet der Kommunalpolitik

Von Klaus Modick

Unter der Überschrift „Stellen Sie sich gut mit Pfarrern und Wirten“ berichtete die Online-Ausgabe des Nachrichtenmagazins DER SPIEGEL im Februar 2009 über ein bundesweit einzigartiges Seminar. „Die Fachhochschule Kehl in Baden-Württemberg bietet es einmal pro Jahr für Männer und Frauen an, die irgendwo in Deutschland den Chefposten im Rathaus anstreben. In einem dreitägigen Crashkurs üben künftige Kandidaten und Kandidatinnen, beim Volk zu punkten. Es ist eine Basislektion darin, wie der Wähler tickt. Bürgermeister-Anwärter lernen, wie sie im Wahlkampf beim Volk „gut ankommen“ und sich nach erfolgreichem Wahlkampf verhalten sollten: „Gib Dich präsidial, steh zu Deinem Porsche – und zeig Dich niemals in der Badehose.“ (Quelle: HYPERLINK „http://www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/0,1518,608483,00.html“ www.spiegel.de/unispiegel/jobundberuf/)

Natürlich reichen Kernpunkte wie präsidiales Gehabe, automobiles Markenbewusstsein und der Verzicht auf Badehosenpräsenz allein nicht aus, um das begehrte Amt zu erobern und erfolgreich zu verteidigen. Ein unabhängiges Expertengremium erarbeitet deshalb zurzeit ein Nachschlagewerk, das in Form von Stichworten alle relevanten Faktoren erfasst und definiert. Das Handlexikon Kommunalpolitik richtet sich übrigens ausdrücklich nicht nur an Bürgermeister, sondern an alle kommunalen Amtsinhaber, Politiker, Ratsherren und Dezernenten. Als kleines ABC der Kommunalpolitik kommt hier eine Auswahl der Stichworte zum exklusiven Vorabdruck.

Amtskette: Vergleichbar der Königskette bei Schützenfesten und Kohlfahrten, ist die A. die offizielle Insignie eines Bürgermeisters. Amtsinhaber vom Typus → Gutsherrenart hegen traditionell eine besondere Vorliebe für die A.

Bürger: Der B. ist ein mehr oder minder unberechenbares Subjekt und zu vernachlässigender Faktor der Kommunalpolitik. Allerdings verwandelt sich der B. im Vierjahresrhythmus zum sogenannten → Wähler und stellt als solcher grundsätzlich eine reale Gefahr für Amtsinhaber dar.

China: Als ostasiatisches Land ist C. für kommunalpolitische Kontakte nahe liegend, zumal es sich um eine lupenreine Demokratie und den Markt von übermorgen handelt. Hauptexportartikel: Pflastersteine für Fußgängerzonen, Masseure, Bademeister, Dopingmittel. Beim Empfang chinesischer Delegationen in der heimischen Kommune ist allerdings Vorsicht geboten, da Chinesen streng auf die Einhaltung von Bürgerrechten achten. Vgl. Ex-Bundeskanzler Kiesingers hellsichtige Warnung: „Ich sage nur Kina, Kina!“

Denkmalschutz: Sentimentale Wunschvorstellung ewiggestriger → Bürger. Etymologisch eine Verschleifung des ursprünglichen Begriffs Denkmalschmutz.

ECE: Die E. (Einkaufs-Center-Entwicklunsgesellschaft) ist zum Synonym für den wichtigsten Faktor moderner Stadtentwicklung geworden, nämlich der souveränen Missachtung irrationaler Bürgerwünsche. Eine verantwortungsbewusste Kommunalpolitik hat sich heutzutage vordringlich am ECE-Interesse zu orientieren, was auch den erfreulichen Nebeneffekt erhöhten Verkehrsaufkommens nach sich zieht. Vgl. auch → Parkhaus

Fotograf: Der wichtigste Multiplikator eines jeden Bürgermeisters. Dem F. ist der Amtsträger so

Klaus Modick wurde 1951 in Oldenburg geboren. Seit 1984 ist er freier Schriftsteller und lebt in Oldenburg. Modick veröffentlichte zahlreiche Romane, Erzählungen und Gedichtbände. Für sein umfangreiches literarisches Schaffen erhielt er mehrere Preise und Auszeichnungen, unter anderem 1990/91 den Rom-Preis der Villa Massimo und den Bettina-von-Arnim-Preis. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** schreibt Klaus Modick jeweils unter der Rubrik „Zum guten Schluss“ eine Kolumne.

Von Klaus Modick erschien unlängst der Roman „Die Schatten der Ideen“, Eichbornverlag, 19,80 Euro
Foto: Peter Kreier

oft wie möglich und stets mit einstudiertem Lächeln und erhobenem Daumen zu begegnen. Veranstaltungen, auf denen kein F. anwesend ist, sind von Kommunalpolitikern zu meiden.

Gutsherrenart: Beim → Bürger überaus beliebter Amtsführungsstil von Bürgermeistern, der jedoch einer gewissen schnauzbärtigen Jovialität bedarf. Als Steigerung der Gutsherrenart gilt neuerdings die Amtsführung à la „Kaiser von China".

Haltbarkeitsdatum: H. ist die scherzhafte Bezeichnung für das Ende einer Amtsperiode. Die Abwahl eines Bürgermeisters vor Ablauf des H. ist nur möglich, wenn sich Ratsmitglieder (vgl. → Rat) nicht der Fraktionsdisziplin, sondern ihrem Gewissen verpflichtet fühlen und also de facto ausgeschlossen.

Imponiergehabe: Rhetorisches I. mag nicht jedermanns Sache sein, aber ein Bürgermeister kann nicht anders. Um seine intellektuelle Kompetenz und Weltläufigkeit zu beweisen, muss seine Sprache durch englische Begriffe und Wendungen aufgewertet werden, und sogenanntes Namedropping ist unverzichtbar. Besonders überzeugend wirkt neuerdings die Berufung auf Barack Obama. Vgl. → Neologismus.

Jawohl: J. ist die angemessene Reaktion städtischer Dezernenten und Verwaltungsangestellter auf sämtliche Begehren eines demokratisch gewählten Bürgermeisters.

Kultur: K. ist grundsätzlich eine schöne Sache, die auch als Dekoration der eigenen Wichtigkeit zu nutzen ist. Vgl. → Imponiergehabe. Aber Achtung: K. macht Arbeit und kostet Geld. Um Mittel einzusparen, lässt man daher von ortsfremden Agenturen einen Kultur-Masterplan erstellen. Das kostet zwar auch Geld, führt jedoch zum erwartbaren Ergebnis, dass man jetzt schwarz auf weiß hat, was auch ohne Masterplan längst bekannt war.

Lüge: Die L. ist in der Kommunalpolitik ein unverzichtbares Mittel zum Zweck, in ein Amt gewählt zu werden. Die Frage, ob Wahlversprechen grundsätzlich als Vorstufe zur L. anzusehen sind, ist strittig. Vgl. → Umfaller und → Wähler.

Markt: Häufig in zentraler Lage zu findende, städtische Freifläche, deren antiquierte Nutzung als Wochenmarkt zu Gunsten profit- und profilträchtiger Events zu untersagen ist.

Neologismus: Zum notwendigen → Imponiergehabe eines Bürgermeisters zählt zwingend die üppige Verwendung von pseudointellektuellen Neologismen; z.B. redet man grundsätzlich von Event statt Veranstaltung, von Konfiguration statt Anordnung oder von Diskurs statt Gespräch.

Oldenburg: O. ist der Name einer Stadt in Nordwestdeutschland, die sich als „Übermorgenstadt" (vgl. → Slogan) bezeichnet.

Parkhaus: Eine Stadt ohne P. ist mindestens so antiquiert wie eine Stadt, die auf ihrem → Markt noch Obst und Gemüse verkauft wie in Postkutschenzeiten. P. muss hier stets im Plural begriffen werden und steht im Kausalnexus zu → ECE.

Querele: Die (zumeist im Plural) auftretende Q. bezeichnet den Dauerzustand in einem Stadtrat (vgl. → Rat), in dem der Verwaltungschef keine politische Mehrheit hinter sich bringen kann. Selbstüberzeugte Amtsträger (so genannte „Patex-

Meister“) bezeichnen diese Blockade jedoch als Chance und Herausforderung.

Rat: Der Stadtrat oder auch kurz R. verdankt seine Bezeichnung der Tatsache, dass er einen Bürgermeister beraten darf. Entscheidungen trifft einzig der Amtsträger. Vgl. → Gutsherrenart (Kaiser von China).

Slogan: Der S. ist ein Marketinginstrument, das in Kurzform auf den treffenden Begriff bringen soll, wofür die betreffende Stadt steht. Beispielsweise bezeichnet ein S. wie „Übermorgenstadt“ die Gelassenheit seiner Verwaltung im Umgang mit aktuellen Problemen: „Morgen, morgen, nur nicht heute ...“

Titel: Kommunalpolitiker, die über einen oder besser gleich mehrere T. (Dipl.-Ing., Geheimrat, Dr., Soz.-Päd., B.A., Kammerschauspieler, R.A., Prof., M.A. etc. pp.) verfügen, achten immer und überall auf die korrekte und komplette Nennung ihrer T., um die eigene Bedeutung klarzustellen und vom → Bürger den schuldigen Respekt einzufordern. Titellose Kommunalpolitiker nehmen Kontakt zu Konsul Weyer auf. Vgl. → Imponiergehabe.

Umfaller: Pejorativ gemeinte Bezeichnung für einen Politiker, der vor Wahlen etwas verspricht, was er nach Wahlen nicht hält. Vgl. auch → Lüge sowie → Bürger und → Wähler. Der Begriff ist schon deswegen ehrenrührig, weil er lediglich gängige Verfahren kommunaler Realpolitik beschreibt.

Versprechen: Vgl. → Umfaller, → Lüge. Hier ist besonders zu bedenken, dass vom → Wähler als Versprechen verstandene Absichtserklärungen in der Regel lediglich Versprecher sind. Mit „ich bin dagegen“ kann z.B. jederzeit „ich bin dafür“ gemeint sein. Aufgeklärte → Wähler wissen das auch, werden jedoch gelegentlich zu Nichtwählern, wenn sie jedes Versprechen für bare Münze nehmen.

Wähler: Der W. (vgl. → Bürger) ist ein notwendiges Übel.

XY: Aktenzeichen der kommunalen Verwaltung für chronisch ungelöste Probleme, also z.B. Schulsanierung, Umwelt- oder Sozialpolitik.

Zero: Z. beschreibt die bei Städten und Gemeinden übliche Haushaltssituation, wird jedoch souverän ignoriert, wenn über die Erhöhung von Gehältern und Aufwandsentschädigungen abgestimmt wird.

Klaus Beilstein wurde 1938 in Delmenhorst geboren. Von 1959 bis 1963 studierte er an der Staatlichen Kunstschule in Bremen bei Jobst von Harsdorf. Als Maler und Zeichner hat er mit viel Humor das kulturelle Leben in Stadt und Land begleitet. Er lebt und arbeitet in Oldenburg. Für die Zeitschrift ***kultur*land oldenburg** zeichnet er jeweils zur Kolumne von Klaus Modick.

Kultur fördern
Tradition pflegen
Natur schützen

Isensee Verlag, 26122 Oldenburg
PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, Heft 7259

Sie lieben glanzvolle Auftritte?

LzO fördert Kultur

Konzerte, Ausstellungen, Theater: Für alle, die Inszenierungen lieben, fördern wir das vielseitige Kunst- und Kulturprogramm – und bringen Farbe in die Region.

Landessparkasse zu Oldenburg
www.lzo.com · lzo@lzo.com

LzO
Unsere Nähe bringt Sie weiter.